Über den

National-Charakter der Franzosen

und dessen krankhafte Auswüchse

(Die Psychopathia gallica)

in ihren Beziehungen zum Weltkrieg

Von

Hofrat Dr. **L. Loewenfeld**
in München.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

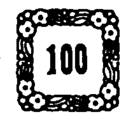


GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON
DR. L. LOEWENFELD UND DR. H. KURELLA.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Hofrat Dr. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.



Über den National-Charakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse

(Die Psychopathia gallica)

in ihren Beziehungen zum Weltkrieg.

Von

Hofrat Dr. **L. Loewenfeld**
in München.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Über den
National-Charakter der Franzosen
und dessen krankhafte Auswüchse
(Die Psychopathia gallica)
in ihren Beziehungen zum Weltkrieg

Von

Hofrat Dr. **L. Loewenfeld**
in München.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Druck von Carl Ritter, G. m. b. H., Wiesbaden.

Vorwort.

Das Heft, welches hiermit der Öffentlichkeit übergeben wird, ist das **hundertste** unserer Sammlung. Unter normalen Verhältnissen könnte diese Tatsache mich mit grosser Befriedigung erfüllen. Der gewaltige Ernst der Zeit, in der wir leben, lässt in mir jedoch keine freudige Regung darüber aufkommen, dass es mir möglich wurde, nicht nur die „Grenzfragen“ trotz aller Konkurrenz bis zu diesem Zeitpunkte ihrem Programme gemäß fortzuführen, sondern auch das hundertste, wie seiner Zeit das erste Heft, selbst zu liefern.

Da der Kampf, der uns in frevelhafter Weise aufgedrungen wurde, bereits in gewissem Maße auf das literarische Gebiet übergegriffen hat, ist es vielleicht nicht überflüssig, wenn ich hervorhebe, dass diese Arbeit keine Streit- und keine Schmähschrift ist. Ich habe mich darin sine ira et studio bemüht, die Wahrheit über den Nationalcharakter und den derzeitigen Geisteszustand der Franzosen darzulegen, und wenn ich dabei zu keinem ganz günstigen Urteile gelangte, so erfüllt mich dies nur mit entschiedenem Bedauern. Es wäre ja ungemein viel vorteilhafter nicht nur für die Franzosen, sondern auch für uns, wenn die vorliegenden Tatsachen eine bessere Meinung rechtfertigen würden.

Das Verdienst der Fortführung der Sammlung bis zum heutigen Tage gebührt selbstverständlich in erster Linie dem Verleger, Herrn Dr. **Bergmann**. Es drängt mich, ihm auch bei dieser Gelegenheit für das besondere Interesse, das er der Sammlung seit ihrer Gründung widmete, sowie das hochsinnige Entgegenkommen, mit dem er der Herren Mitarbeiter und meinen Wünschen in Grenzfragenangelegenheiten allzeit Rechnung trug, den wärmsten Dank auszusprechen.

München, den 1. November 1914.

L. Loewenfeld.

Inhaltsübersicht.

Einleitende Bemerkungen. — Der Nationalcharakter der alten Gallier und der heutigen Franzosen. — Ribots Ansicht. — Die Abstammung der heutigen Franzosen. — Die im alten Gallien vertretenen Rassen. — Die germanische Einwanderung. — Der Rassenwechsel in Frankreich. — Unterschiede und übereinstimmende Züge in dem Nationalcharakter der alten Gallier und der gegenwärtigen Bevölkerung Frankreichs. — Die besondere Bedeutung der Eitelkeit, der erhöhten Emotivität und Suggestibilität der Franzosen für das politische Leben der Nation. — Die suggestive Beeinflussung der Massen durch überwertige Ideen (Schlagwörter). — Normale und pathologische überwertige Ideen. — Deren Einfluss auf die Verstandestätigkeit und das Gefühlsleben. — Die geschichtlichen Beweise für die erhöhte Suggestibilität der Bevölkerung Frankreichs. — Die Entwickelung der Gloire-Idee. — Der Kultus von Grössenideen unter dem zweiten Empire. — Die Revancheidee nach dem Kriege 1870/71 und deren Gestaltung zu einer pathologischen überwertigen Idee. — Einfluss derselben auf den Geisteszustand des französischen Volkes. — Die Dreyfus-Affäre. — Das Bündnis mit Russland. — Die Abschwächung der Revancheidee bei der Masse des französischen Volkes und deren Folgen. — Äusserungen hervorragender Franzosen nach dem Kriegsausbruche (Bergson, Toulouse, Pelletan). — Die Schlüsse, welche sich hieraus bezüglich des Geisteszustandes der tonangebenden Kreise Frankreichs ergeben: Die Psychopathia gallica. — Zusätze.

Die Ereignisse, welche sich seit Ende Juli vor unseren Augen abspielen, die diplomatischen und militärischen Aktionen, welche dem Ausbruche des Weltkriegs vorhergingen, dieser selbst mit seinen Begleiterscheinungen und bisherigen Folgen, alle diese Geschehnisse haben ihre Quellen in seelischen Vorgängen und schliessen eine solche Fülle von Aussergewöhnlichem, von allem, was die Weltgeschichte bisher verzeichnete, Abweichendem in sich, dass die Frage wohl berechtigt erscheint: Handelt es sich bei allen Beteiligten um Äusserungen eines normalen Geisteszustandes, bildet insbesondere die Kette von Handlungen, welche dem Ausbruche des Krieges vorhergingen und als Anlässe desselben betrachtet werden dürfen, den Ausfluss normaler Vorstellungen und Gefühle, oder spielten dabei z. T. wenigstens krankhafte psychische Prozesse eine Rolle? Diese Frage wird man gewiss als berechtigt erachten müssen, wenn man berücksichtigt, dass bereits seit Dezennien, ja, man darf sagen, seit dem Kriege 1870—71 sich in Frankreich so manches zutrug, was auf den Geisteszustand der französischen Nation oder wenigstens ihrer führenden Kreise ein nichts weniger als günstiges Licht warf, eine Tatsache, auf welche in unserer Sammlung schon in der Arbeit von Friedmann „Die Wahnideen im Völkerleben“ in treffender Weise hingewiesen wurde. Die Franzosen sind aber in letzter Instanz als die Anstifter des Weltbrandes anzusehen, wenn auch der Anstoss zu demselben von den Russen ausging. Diese hätten, wie hoch sie auch ihre militärischen Machtmittel taxieren mochten, es doch kaum unternommen, sich mit den vereinten Kräften Deutschlands und Österreichs zu messen, wenn sie der Hilfe der Franzosen nicht völlig sicher gewesen wären, deren führende Kreise seit dem Frankfurter Frieden nie einen Zweifel darüber gelassen hatten, dass bei ihnen der Wunsch eines Revanchekrieges gegen Deutschland bestand.

Es entgeht mir keineswegs, dass in jüngster Zeit die Stimmen sich mehrten, welche England als den eigentlichen Anstifter des Weltkrieges bezeichnen. Diese Auffassung mag einer gewissen Berechtigung nicht entbehren, soweit die näheren oder nächsten, nicht aber die entfernteren Ursachen des Krieges in Betracht kommen. Ausgesprochen deutschfeindliche Absichten bestanden in Frankreich zweifellos schon weit früher als in England, und die britischen Anschläge gegen uns hätten bei unseren westlichen Nachbarn kaum einen günstigen Boden gefunden

wenn bei ihnen nicht die Revancheidee bereits für die Richtung ihrer äusseren Politik maßgebend geworden wäre. Diese Idee hatte auch schon vor Beginn der britischen Machinationen den Anstoss zu dem an sich unnatürlichen und lediglich gegen Deutschland gerichteten Bündnisse mit Russland gegeben.

Wenn wir einer Ergründung jener psychischen Faktoren näher treten wollen, welche in dem französischen Volke den Revanchewunsch nährten, müssen wir von dem französischen Nationalcharakter ausgehen, so wie er sich im Laufe des letzten Jahrhunderts gestaltet hat. Vor der Revolution, unter dem ancien régime, war der absolutistische Wille des Königs für die äussere und innere Politik Frankreichs so bestimmend, dass der Nationalcharakter der Franzosen ohne wesentlichen Einfluss auf die Beziehungen des Königreichs zu anderen Staaten blieb und sich auch im Innern nur in beschränktem Maße offenbaren konnte. Dies änderte sich seit der Revolution. Das parlamentarische Régime gab, wenn auch zeitweilig — so unter dem ersten Kaiserreiche — nur in beschränktem Maße, dem Volke Gelegenheit, durch die Wahl seiner Vertreter seine nationalen Eigentümlichkeiten zu bekunden und seine Neigungen und Wünsche zur Geltung zu bringen.

Was uns die Schriftsteller des Altertums (Caesar, Diodor, Strabo, Ammianus Marcellinus etc.) von den Eigenschaften der alten Gallier berichten, stimmt in den wesentlichen Punkten überein und ist um so beachtenswerter, als uns dadurch ein Vergleich der heutigen Franzosen mit dem Hauptteile der Bewohner des alten Galliens ermöglicht wird und wir ersehen können, wieviel sie noch mit letzteren gemein haben. Wandelbarkeit des Geistes, Neuerungssucht (mobiles et rerum novarum cupidi Caesar), Freude an Waffen und äusserlichem Glanze, Eitelkeit, Prahlsucht, Kriegslust, Redegabe und Bestimmbarkeit durch schöne Worte, im Kriege stürmischer Angriff und baldiges Nachlassen der Energie, dies war es hauptsächlich, was an den alten Galliern auffiel. Bemerkungen, die sich bei Strabo finden, weisen aber auch darauf hin, dass die alten Gallier ebenso wie die heutigen Franzosen sich durch erhöhte gemütliche Erregbarkeit und eine Neigung, sich zu Massen zusammenzuscharen, auszeichneten [1]). Dass die Franzosen der Gegenwart

---

[1]) Die betreffende Stelle lautet: Daher laufen sie, im Zorn gereizt, in Massen zum Kampf zusammen, offen, ohne Vorsicht, so dass sie leicht durch überlegene Kriegskunst zu besiegen sind. Denn wer sie reizt, kann sie, wann und wo und mit welchen Mitteln er will, dahin bringen, sich zu schlagen, wobei ihnen nichts zustatten kommt als Kraft und Kühnheit. Gerade vermöge jener Naivität und Offenheit scharen sie sich leicht zu grossen Haufen zusammen, denn die Nächsten nehmen stets an dem Gefühl der Kränkung und Rache teil, wenn sich eines von ihnen beleidigt glaubt. (Zitiert bei Woltmann: Die Germanen in Frankreich. Jena. 1907. Seite 34.)

in ihrem Nationalcharakter sehr viel mit den alten Galliern gemein haben, ist eine Tatsache, die auch von französischen Forschern zugestanden wird. In besonders prononzierter Weise hat sich in dieser Hinsicht der Psychologe Ribot ausgesprochen. „Ainsi“, bemerkt dieser Autor in seinem Werke: l'Hérédité psychologique II. Aufl., Paris 1882, Seite 123, „le Français du XIXe siècle est au fond le Gaulois de César. On trouve dans les Commentaires, dans Strabon et Diodore tous les traits essentiels de notre caractère national: l'amour des armes, le goût de tout ce qui brille, l'incroyable légèreté d'esprit, la vanité incurable, la finesse, une grande facilité à parler et à se laisser prendre par les mots. Il y a dans César des réflexions qui sembleraient dater d'hier.“ „Les Gaulois, dit-il, ont l'amour des révolutions (novis rebus student); ils se laissent, sur de faux bruits, emporter à des actions pu'ils regrettent, et décident des affaires les plus importantes; un revers les abat; ils sont aussi prompts à entreprendre des guerres sans motif que mous et sans énergie à l'heure des désastres.“

Ribot erblickt allem Anscheine nach nichts Auffälliges in dem Umstande, dass die Franzosen der Gegenwart in ihrem Nationalcharakter den Galliern der Zeit Cäsars gleichen sollen. Er findet darin nur einen Beweis für die Bedeutung, welche die Erblichkeit für den Charakter eines Volkes besitzt. Diese Ansicht würde der Berechtigung nicht ermangeln, wenn die heutigen Franzosen wenigstens in ihrer grossen Mehrzahl als Nachkommen der alten Gallier zu betrachten wären. Dies ist jedoch nach neueren historischen und anthropologischen Untersuchungen nicht der Fall.

Schon lange in der vorchristlichen Aera waren in dem alten Gallien die drei europäischen Hauptrassen, allerdings in sehr ungleicher Stärke, vertreten: die mittelländische, langköpfige und dunkelhaarige, die kurzköpfige alpine und die langköpfige blonde, nordisch germanische. Die Brachyzephalen waren wohl am wenigsten zahlreich und gehörten wahrscheinlich dem Sklavenstande an (Woltmann, Lapouge). Der Hauptteil der gallischen Bevölkerung, namentlich der im Norden wohnende Teil derselben, gehörte nach den Schilderungen, welche über die Körperbeschaffenheit der alten Gallier vorliegen, der nordisch germanischen Rasse an; doch hatten sich zu Cäsars Zeiten bereits, wahrscheinlich durch Mischung mit Elementen anderer Rassen, die Gallier so verändert, dass sie von den reinrassigen Germanen unterschieden wurden. Sie hatten insbesondere an Körpergrösse abgenommen. Bei der nach der Eroberung Galliens durch Cäsar sich vollziehenden Romanisierung Galliens spielte wohl auch eine Vermischung der Gallier mit den römischen Ansiedlern keine untergeordnete Rolle.

Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera fand

eine nicht unbeträchtliche Einwanderung und Ansiedelung rein germanischer Elemente in Gallien statt. Hieran schloss sich in den Zeiten der Völkerwanderung das Eindringen bedeutender germanischer Stämme an, die auf dem Boden des heutigen Frankreich sich sesshaft machten. Im Norden waren es Franken, im Süden Burgunder und Westgoten, welche den Landbesitz zum grösseren Teile an sich rissen. Von diesen drei Stämmen haben bekanntlich die Franken nach Unterwerfung der beiden anderen erwähnten Stämme ihre Herrschaft auf gallischem Boden so ausgebreitet, dass das alte Gallien zum Frankenreiche wurde.

Obwohl die Germanen hierdurch die Stellung einer herrschenden Klasse auf französischem Boden erlangten — die Fürsten der verschiedenen Territorien sowie der Adel waren weit vorwaltend germanischen Ursprungs —, waren sie doch nicht imstande, der Bevölkerung Frankreichs den Stempel ihres Wesens aufzudrücken. Diese Tatsache hängt zweifellos mit dem Umstande zusammen, dass in Frankreich z. T. schon im Mittelalter, besonders aber in den letzten drei Jahrhunderten ein Rassenwechsel sich vollzog, welcher in der Weise vor sich ging, dass die langköpfigen germanischen Elemente in der Bevölkerung mehr und mehr abnahmen und die Brachyzephalen sich entsprechend vermehrten. So kam es, dass im französischen Volke die Kurzköpfe gegenwärtig weit überwiegen, wenn auch nicht in allen Departements Frankreichs in gleichem Maße[1]).

Welche Vorgänge hierbei im Spiele waren, kann gegenwärtig noch nicht als völlig aufgeklärt erachtet werden. Woltmann, welcher sich mit dieser Frage eingehend beschäftigte, glaubte, dass das Schwinden der blonden Rasse und deren Ersatz durch Individuen vom brachyzephalen Typus durch die soziale Herrschaftsstellung und die psychologischen Eigenschaften der ersteren herbeigeführt wurde.

„Sie (die blonde Rasse)“, bemerkt der Autor, „ist eine Wanderrasse der ausgesprochensten Art. Der Trieb in die Ferne, der kriegerische Wagemut, die kulturelle Pionierarbeit entzieht ihre Elemente der Heimat.“ Der Autor weist zum Belege darauf hin, dass nach Lapouge bei den Nachkommen der alten Ansiedler auf den Antillen, in Kanada und Transvaal sich der blonde langköpfige Typus findet. Das Hauptgewicht legt der Autor jedoch auf die kriegerischen Eigenschaften der Germanen.

[1]) Lapouge (Die Rassengeschichte der französischen Nation. Polit.-Anthropol. Revue 4. Jahrgang, Seite 32) bemerkt bezüglich der Folgen des Rassenwechsels in Frankreich: „Der Franzose der Jetztzeit ist in anthropologischer Hinsicht ein ganz anderer Mensch als der des Mittelalters, selbst der Renaissance. Nur in den oberen Gesellschaftsschichten, in der Stadtbevölkerung und in einigen vom Rassenwechsel weniger berührten Gegenden findet man noch Vertreter der einst vorherrschenden Rassen, besonders der hellen langköpfigen, die im Verschwinden begriffen ist, wie früher. H. Contractus.“

Diese hatten nach ihm die Folge, dass in den Kriegen der Territorialfürsten, den Kreuzzügen, den Religions- (Albigenser und Hugenotten) -kriegen sowie den hundertjährigen Kämpfen mit England die germanischen Elemente, speziell der weit vorwaltend germanische Adel zum grossen Teile aufgerieben wurden. Die Austreibung der Hugenotten sowie die Kriegszüge Napoleons wurden in ähnlicher Richtung wirksam. Auch die Ehelosigkeit des Klerus, in welchem das germanische Element sehr stark vertreten war, blieb nach W. nicht ohne Einfluss. Hiergegen ist jedoch zu bemerken, dass, abgesehen von der Austreibung der Hugenotten Ende des XVII. Jahrhunderts, eine bedeutende Auswanderung aus Frankreich nie statt hatte und die erwähnten Kriege zur Austilgung des germanischen Elementes in Frankreich nur dann wesentlich hätten beitragen können, wenn die in Frankreich eingewanderten Germanen sich nicht mit der übrigen Bevölkerung vermischt hätten. Dies mag für den Adel in gewissem Maße zutreffen, ist dagegen für die in Städten und unter der bäuerlichen Bevölkerung lebenden Germanen mindestens sehr unwahrscheinlich. An der so auffälligen Zunahme des kurzköpfigen Elementes in der französischen Bevölkerung dürfte daher ein anderer Umstand einen wichtigen Anteil haben, den Woltmann zwar erwähnt, doch ohne ihm erhebliche Bedeutung beizulegen. Es scheint, dass die Kurzköpfe sich leichter vermehren als die blonden Langköpfe, und bei den Nachkommen, die aus der Verbindung von Individuen der beiden Rassen hervorgehen, die Kurzköpfe überwiegen. W. hält es auch für gewiss, dass die in den französischen Statistiken angeführten Zahlen für die Kurzköpfe in der Bevölkerung in vielen Fällen irrtümlich sind, sofern es sich hierbei um falsche Kurzköpfe (Pseudobrachyzephale) und breite Langköpfe handelt.

Wie dem nun aber auch sein mag, ob der in Frage stehende Rassenwechsel mehr oder weniger ausgedehnt war, derselbe kann jedenfalls an sich keine Erklärung für die Übereinstimmung des Nationalcharakters der heutigen Franzosen mit dem der alten Gallier, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, geben. Diese hatten zu Cäsars Zeiten jedenfalls noch von ihrem germanischen Ursprunge den langköpfigen Typus bewahrt, und die alpinen brachyzephalen Elemente waren unter ihnen nur schwach vertreten. Bei Erwägung aller in Betracht kommenden Möglichkeiten erscheint es mir am plausibelsten, dass die Kurzköpfe allmählich sich psychisch den Galliern germanischen Ursprungs assimilierten, d. h., deren nationalen Charakter annahmen und in der Folge auf ihre Nachkommen vererbten. Es ist mir auch wahrscheinlich, dass bei Vermischung der germanischen mit den brachyzephalen Bevölkerungselementen die Nachkommen vorwaltend die Eigenschaften letzterer ererbten.

Wenn Ribot zwischen den Franzosen der Gegenwart und den

Galliern zu Cäsars Zeiten keinen Unterschied bezüglich des Nationalcharakters finden wollte, so steckt darin ein gut Teil Übertreibung[1]).

Es ist ja an sich schon sehr unwahrscheinlich, dass der gewaltige Unterschied in den politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnissen der alten Gallier und der heutigen Bewohner Frankreichs ohne Einfluss auf die geistige Artung letzterer geblieben sein sollte. In der Tat ist von den, den alten Galliern zugeschriebenen Eigenschaften wohl noch ein Teil bei den heutigen Franzosen nachweisbar, während andere Elemente des gallischen Nationalcharakters bei letzteren mangeln, oder nur sozusagen an der Oberfläche der Volksseele sich finden, und in den Tiefen sich mächtige Strömungen von entgegengesetzter Richtung geltend machen. Letzteres gilt insbesondere für die den alten Galliern zugeschriebene Unstetheit und Neuerungssucht. Als Beweis dafür, dass diese Eigenschaften auch noch bei den modernen Galliern vorhanden sind, könnte man die Tatsache anführen, dass seit der Revolution, im Verlaufe von 80 Jahren, in Frankreich die Regierungsform nicht weniger als siebenmal wechselte und Änderungen der Ministerien in keinem Lande so häufig vorkommen wie in Frankreich.

Der hier anscheinend zutage tretenden Unstetheit steht jedoch als tiefer und fester begründet ein konservativer und monarchischer Zug

---

[1]) Einen wesentlich anderen Standpunkt als Ribot vertritt der französische Anthropologe Lapouge, bezüglich des Nationalcharakters der heutigen Franzosen. Wir können nicht umhin, die betreffenden Bemerkungen, die sehr viel Wahres enthalten, hier wörtlich anzuführen.

„Die Überhandnahme der Rundköpfe ist nicht bloss eine anthropologische Tatsache; auch die Geistesrichtung des französischen Volkes hat sich mit der Gestalt des Gehirns geändert. Die Gemütsart der zeitgenössischen Franzosen, ihre Betrachtungsweise der politischen, religiösen, moralischen, ja sogar der literarischen Fragen ist eine ganz andere als früher. Der Unterschied macht sich um so bemerklicher, je mehr die Verpöbelung der Sitten und Einrichtungen den Einfluss der höheren Stände durch den der unteren ersetzt. Dies zeigt sich in den geringsten Einzelheiten. Es genügt, die Poesie des Tingeltangels, eine wahre Negerpoesie, mit der volkstümlichen Dichtung des Mittelalters zu vergleichen, um sich den geistigen Rückschritt klarzumachen. Der kriegerische Geist der Franzosen von ehedem hat einer übertriebenen Friedensliebe Platz gemacht, die den Frieden um jeden Preis will. Unabhängigkeitssinn und Widerspruchsgeist, die Ursachen so vieler Umwälzungen und Bürgerkriege, sind verschwunden, Bedientenseelen sind in der Mehrheit. Die bemerkenswerten Angriffe auf das Christentum, die wir vor Augen haben, riefen nur tatenlose Klagen hervor in einem Lande, das die Ligue und die Religionskriege gesehen hat. Der Franzose der Geschichte ist nicht mehr; an seiner Stelle sehen wir ein neues Volk mit ganz anderen Neigungen. Es ist das erste Mal in der Geschichte, dass ein rundköpfiges Volk zur Herrschaft gelangt ist. Die Zukunft allein kann lehren, wie dieser merkwürdige Versuch ausfallen wird, mit dem endgültigen Untergang Frankreichs, oder, wie die Demokraten meinen, mit dem Zukunftsstaat."

(S. Lapouge: Die Rassengeschichte der französischen Nation. Politisch-Anthropologische Revue. IV. Jahrgang 1905. Seite 32.)

gegenüber. Dies erhellt aus einer ganzen Reihe von Tatsachen. Die erste französische Republik konnte sich, obwohl mit einem ungeheuren Aufwand von Enthusiasmus und mit Strömen von Blut begründet, nur wenige Jahre behaupten, und die zweite Republik teilte dieses Schicksal. Auch die jetzige dritte Republik drohte wiederholt, in die Brüche zu gehen, und wäre wohl beseitigt worden, wenn ein hervorragender Prätendent sich gefunden hätte. Dazu ist die derzeitige Regierungsform Frankreichs nur die Farce eines republikanischen Gemeinwesens, und wenn die heutigen Franzosen vor dem moskowitischen Despoten an Kriecherei und Schweifwedeln das Mögliche leisteten, so weist dies darauf hin, dass sie sich noch ein gut Teil von dem Bedientengeist der alten Monarchie bewahrt, aber nichts von echt republikanischer Gesinnung angeeignet haben. Die in den letzten Jahren in Frankreich immer deutlicher und mächtiger hervorgetretenen Strömungen des Klerikalismus und Militarismus sprechen ebenfalls dafür, dass die heutige Regierungsform lediglich eine Äusserlichkeit ist, die keinen Schluss auf eine entsprechende Änderung im Geiste der Massen zulässt.

In bezug auf die unaufhörlichen Ministerwechsel in Frankreich bemerkte vor Jahren eine französische Zeitung und zwar sehr mit Recht: plus cela change, plus cela reste la même chose, und dies gilt im wesentlichen auch für die Regierungsform. Der dem französischen Volke innewohnende konservative Zug erhellt auch aus dem Umstande, dass die Neigung zur Auswanderung in Frankreich gering, viel geringer als in den germanischen Ländern ist.

Mit der Unstetheit und Neuerungssucht ist den Franzosen wenigstens im verflossenen Jahrhundert auch die Kriegslust mehr und mehr abhanden gekommen. Ein Volk, in welchem ausgesprochen materielle Gesinnung in allen Klassen so prädominiert, wie es gegenwärtig in Frankreich der Fall ist, in welchem nicht nur die oberen Zehntausend, sondern auch die grosse Masse der Kleinbürger und der ländlichen Bevölkerung ein Zweikindersystem adoptiert hat, um ihren Besitzstand zu mehren oder wenigstens zu erhalten, ein solches Volk kann keine kriegerischen Neigungen in sich nähren, da nur der Friede die materielle Wohlfahrt fördert. In der Tat waren denn auch die Eroberungszüge der Franzosen in den letzten Jahrzehnten weit mehr kapitalistische oder wenigstens auf materiellen Gewinn abzielende Unternehmungen, als Äusserungen eines nationalen Hanges zu kriegerischen Abenteuern. Dafür spricht auch der Umstand, dass man in Frankreich in neuerer Zeit die Lasten des Waffenhandwerkes, soweit hiermit Gefahren verbunden sind, in erster Linie auf Ausländer (Fremdenlegion, afrikanische Eingeborene) abzuwälzen bemüht war.

Dass die heutigen Franzosen sich durch besondere Schlauheit aus-

zeichnen, wie dies bei den alten Galliern der Fall gewesen sein soll, kann ebenfalls nicht zugegeben werden.

Dagegen sind Eitelkeit und Prahlsucht, Eigenschaften, die auf Selbstüberschätzung und Mangel an Wahrheitsliebe beruhen, den heutigen Franzosen nicht weniger eigen als den alten Galliern. Daudet, der seine Landsleute gut kannte und ihnen gewiss nicht zu nahetreten wollte, hat zweifellos recht, wenn er bemerkte: „En France est chaq'un un peu de Tarascon." Tartarin von Tarascon, der aufschneiderische Südfranzose, der selbst an seine imaginären Heldentaten glaubt, ist lediglich, sagen wir, der hypertrophische Repräsentant nationaler Eigentümlichkeiten der Franzosen, die neben ihrer heiteren auch eine sehr ernste Seite besitzen, da sie dazu beitrugen, in Frankreich den Groll gegen Deutschland wegen der 1870/71 erlittenen Niederlagen zu nähren. Auch die Freude an glänzenden Äusserlichkeiten sowie die Fähigkeit, sich geläufig auszudrücken, und die Beeinflussbarkeit durch schöne Worte, oder besser gesagt durch Phrasen i. e. ein höherer Grad von Suggestibilität, sind der heutigen Bevölkerung Frankreichs ebenfalls nicht abzusprechen. Dazu kommt aber noch als wichtige nationale Eigenschaft, welche die Franzosen mit anderen romanischen Völkern gemein haben und die wohl auch nach den vorliegenden Berichten bei den alten Galliern sich fand: erhöhte gemütliche Erregbarkeit (Emotivität). Diese betrifft nicht alle Seiten des Gefühlslebens gleichmäßig. Man kann nicht behaupten, dass altruistische Gefühle, z. B. Mitleid mit Armen und Kranken oder mit Tieren, bei Franzosen leichter und nachhaltiger geweckt werden als bei Deutschen. Auch das Rechts- und Pflichtgefühl, die Gefühle der Achtung und Pietät, der verwandtschaftliche Sinn, das Gefühl der persönlichen Ehre zeigen keine grössere Erregbarkeit als bei anderen Völkern von gleicher Kulturstufe. Dagegen werden im allgemeinen die ausgesprochenen Lust- und Unlustaffekte, Freude, Jubel, Ärger, Zorn, seelischer Schmerz, Angst etc., leichter erregt, ebenso aber auch die Gefühle der nationalen Ehre und Unehre, was mit der nationalen Eitelkeit zusammenhängt. Wir wollen damit keineswegs andeuten, dass die letztgenannten Gefühle in Deutschland weniger entwickelt sind wie in Frankreich, eher dürfte das Gegenteil der Fall sein. Das nationale Ehrgefühl ist bei den Franzosen nur empfindlicher, es wird leichter auch durch fernliegende und unbedeutende Vorgänge berührt. Der Franzose ist in bezug auf seine Nationalität eben viel eitler als der Germane. Dies führt ihn dazu, dass er belanglose Vorkommnisse als Kränkungen oder Anfeindungen betrachtet, andererseits aber auch die plumpsten Erfindungen, die seinem Nationalgefühl schmeicheln, als bare Münze hinnimmt und mit Jubel begrüsst.

Als letzten und widerwärtigsten Zug im Nationalcharakter der Franzosen müssen wir einen Hang zur Grausamkeit anführen, für

dessen Vorhandensein die Daten der Geschichte Frankreichs vom Mittelalter bis in unser Jahrhundert nicht minder als die Ereignisse der Gegenwart eine Fülle von Beweisen liefern. Es mag genügen, wenn wir hier an folgende Tatsachen erinnern: die Massenschlächtereien in den Albigenserkriegen [1]), die Hugenottenkriege, die durch Massenmord, Strassenkämpfe, Meuchelmord und Wortbruch gekennzeichnet sind [Sarrazin [2])], die Bartholomäusnacht, die unmenschliche Verfolgung der Hugenotten und deren Austreibung unter Ludwig XIV., die von den Heeren des letzteren in der Pfalz verübten Schandtaten, die Greuel der Revolution, die Vorgänge während des Kommuneaufstandes 1871 und dessen Niederwerfung durch die Versailler Truppen, sowie die z. T. unmenschliche Behandlung deutscher Kriegsgefangener 1870/71 [3]).

Wenn nicht schon hierdurch der Hang der Franzosen zur Grausamkeit sattsam erwiesen wäre, die in Frankreich seit dem Ausbruche des Krieges verübten Brutalitäten, deren Opfer Deutsche und Österreicher wurden, würden allein völlig genügen, über diesen Hang keinen Zweifel bestehen zu lassen.

Vom Norden bis zum Süden des Landes wurden die zur Abreise Genötigten von der Bevölkerung der verschiedensten Orte und zwar nicht lediglich vom Pöbel, sondern auch von Angehörigen der gebildeteren Stände (Beamten, Offizieren etc.) in rohester Weise beschimpft, misshandelt, z. T. auch ihrer Habe beraubt. Hieran reihen sich die über jeden Zweifel festgestellten an deutschen Verwundeten und Gefangenen verübten Schandtaten der Franzosen, die Beschiessung und Zerstörung von Lazaretten, die Überfälle von Transportzügen Verwundeter mit Ermordung derselben und ihrer Begleitung, die mehrfach konstatierten scheusslichen Verstümmelungen von Verwundeten, die ebenfalls über jeden Zweifel festgestellte z. T. unmenschliche Behandlung von Gefangenen [Verwundeten wie Gesunden [4])]. Es ist selbstverständlich, dass der hier angeführte Zug des Nationalcharakters wie andere Elemente desselben sich nicht bei jedem Franzosen findet, dass es auch in der Bevölkerung Frankreichs nicht an Vertretern echt humaner Gesinnung

[1]) Es sei hier nur erwähnt, dass nach Erstürmung der Stadt Béziers die gesamte auf 20000 Seelen sich belaufende Einwohnerschaft schonungslos ermordet wurde, und zu dieser auch für die damalige Zeit ungewöhnlichen Barbarei wurden die Belagerer durch den Zisterzienserabt Arnold mit den Worten angefeuert: „Schlagt sie alle tot, der Herr erkennt die Seinen!“

[2]) Siehe Frankreich, seine Geschichte, Verfassung etc. aus Prof. Sarrazins Nachlass, herausgegeben von Mahrenholtz, Leipzig. 1897. Seite 65.

[3]) Diese Behauptung stützt sich nicht lediglich auf Zeitungsnachrichten. Ich habe hierüber selbst während meiner damaligen militärärztlichen Tätigkeit von aus Frankreich zurückgekehrten bayerischen Soldaten, die als Verwundete in französische Gefangenschaft geraten waren, Einzelheiten erfahren.

[4]) S. Zusatz I.

fehlt. Allein die geschichtlichen Daten, wie die Ereignisse, die seit der Kriegserklärung stattfanden, lassen keinen Zweifel darüber zu, dass der Hang zur Grausamkeit im französischen Volke eine Verbreitung besitzt, die ihm die Bedeutung eines nationalen Charakterzuges verleiht.

Von den angeführten Eigenschaften haben sich die Eitelkeit, die erhöhte Emotivität und Suggestibilität mehr und mehr zu einer das politische Leben der Nation in weitgehendem Maße bestimmenden Macht entwickelt. Die drei Eigenschaften bilden einen Komplex von Faktoren, welche sich wechselseitig stützen und steigern. Die Eitelkeit bedingt, wie wir sahen, erhöhte Empfindlichkeit für alles, was die nationale Ehre, das nationale Prestige betrifft. Die erhöhte Emotivität andererseits steigert die Suggestibilität wenigstens in bezug auf gewisse Vorstellungen und insbesondere die suggestive Beeinflussbarkeit der Massen [1]).

Die gesteigerte Suggestibilität hinwiederum bildet einen Umstand, welcher geeignet ist, die Eitelkeit und Emotivität der Franzosen zu nähren und zu erhöhen, da sie die Annahme von Eingebungen jeder Art begünstigt, welche dem nationalen Dünkel entsprechen und die politische Leidenschaft zu entzünden vermögen [2]).

Die eben erwähnten drei Züge des französischen Nationalcharakters: erhöhte Emotivität, Suggestibilität und Eitelkeit, namentlich die beiden ersteren, gewinnen dadurch noch eine besondere Bedeutung, dass sie die Entwickelung psychopathischer Zustände bei dem französischen Volke erleichtern, d. h. eine psychopathische Disposition begründen. Sie bedingen, dass, wie speziell die später zu besprechende Dreyfus-Affäre lehrt, Vorgänge von untergeordnetem Interesse bei den Massen eine gemütliche Erregung hervorzurufen vermögen, die erheblich über das Normale hinausgeht und die Urteilsfähigkeit derart beeinträchtigt, dass die Unterscheidung von Trug und Wahrheit unmöglich wird, womit ein krankhafter Geisteszustand gegeben ist.

Das im vorstehenden bezüglich der suggestiven Beeinflussbarkeit der Franzosen Bemerkte bedarf jedoch einer Einschränkung und Spezi-

[1]) Ich habe a. O. gezeigt (Der Hypnotismus, Handbuch der Lehre von der Hypnose und Suggestion, Wiesbaden 1901, Seite 477), dass unter den Momenten, welche die Suggestibilität der Massen erhöhen, gemütliche Erregungen eine wichtige Rolle spielen. Je mehr eine Masse zur Leidenschaft neigt, je entzündlicher sie ist, um so leichter ist sie für Suggestionen zugänglich, welche den bei ihr herrschenden Gefühlen entsprechen. Was für die Masse gilt, gilt jedoch auch für das Einzelindividuum; auch dieses ist in der Hitze der Leidenschaft Eingebungen zugänglich, die bei ihm in ruhigem Zustande nicht leicht wirksam werden.

[2]) Die Neigung, sich in Massen zusammenzuscharen und in solchen zu agieren, insbesondere für irgendeine Sache zu demonstrieren, welche die heutige Bevölkerung Frankreichs mit den alten Galliern gemein hat, verleiht der erhöhten Suggestibilität der Franzosen noch eine besondere Bedeutung dadurch, dass sie politischen Agitatoren es sehr erleichtert, die Masse für ihre Zwecke auszunützen.

fizierung. Suggestibilität bedeutet im allgemeinen lediglich die Disposition zur kritiklosen Annahme irgendwelcher Vorstellungen. Die erhöhte Suggestibilität der Franzosen betrifft jedoch nicht gleichmäßig Vorstellungen jeder Art, sondern vorzugsweise, wenn nicht ausschliesslich, solche von allgemeiner Bedeutung und starker Gefühlsbetonung. Dies ist jedoch für das politische Verhalten der Franzosen von grösstem Belang. Was die Massen zum Handeln auf politischem Gebiete in der einen oder anderen Richtung bestimmt, sind gewöhnlich nicht streng logische Erwägungen, nicht kühle, alle Seiten des Problems berücksichtigende Berechnungen, sondern Gedanken von grossem Gefühlswerte, für die jeder in seinem Vorstellungskreise Anknüpfungspunkte besitzt, Schlagwörter, wie man zu sagen pflegt: Vaterland, Freiheit, Gleichheit, nationale Ehre, nationaler Wohlstand usw. Die Regierenden, die Diplomaten und Berufspolitiker sind, wenn auch ihr Handeln im allgemeinen von mehr oder minder logischen Erwägungen ausgeht, ebenfalls keineswegs imstande, sich der Macht der auf die Massen suggestiv wirkenden Schlagwörter ganz zu entziehen. Sie werden von derselben mitunter so fortgerissen, dass ihre bessere Einsicht nicht mehr zur Geltung kommen kann [1]).

Man hat die in Frage stehenden Ideen in neuerer Zeit wegen der sie auszeichnenden Gefühlsstärke und ihres weittragenden, z. T. geradezu dominierenden Einflusses auf Denken und Handeln zu den „überwertigen" gezählt. „Überwertige Ideen" können jedoch ebensowohl pathologisch als normal sein, und jeder Mensch besitzt wohl solche in geringerer oder stärkerer Ausprägung. Als normal können diese überwertigen Ideen gelten, wenn der Gefühlston derselben in einem gewissen Verhältnisse zu ihrem Inhalte, resp. ihrer Bedeutung steht und sie nicht völlig unbeeinflussbar durch logische Erwägungen sind. Für den Einen bilden persönlicher Vorteil, Karriere, Hebung des Geschäftes, die Familie, für den Andern das Interesse des Staates oder der Kommune, Förderung der Wissenschaft oder Kunst, charitative Bestrebungen usw. den Inhalt überwertiger Vorstellungen. Selbst abstruse Ideen, wie die Beurteilung der Menschen nach gewissen Äusserlichkeiten, und Übertreibungen einzelner an sich berechtigter Ansichten (Wollregime, Vegetarianismus, Alkoholabstinenz) können den Charakter überwertiger Ideen annehmen.

Pathologische Eigenschaften gewinnt die überwertige Idee, wenn die Stärke ihres Gefühlstons in keinem Verhältnis zu ihrem Inhalte steht, wenn sie durch logische Gegenvorstellungen unbeeinflussbar ist, sich anscheinend spontan in das Bewusstsein immer wieder eindrängt und aus demselben nicht willkürlich entfernt werden kann, also einen

[1]) Beispiele hierfür lieferten in neuerer Zeit insbesondere die Balkanstaaten, Griechenland und Serbien, durch ihre ganz aussichtslosen kriegerischen Unternehmungen gegen die Türkei Ende des verflossenen Jahrhunderts.

gewissen Zwangscharakter aufweist und auf den Verlauf der Denkprozesse einen weittragenden Einfluss ausübt[1]).

Die Idee des Vaterlandes, der nationalen Ehre, der Notwendigkeit, für das Gemeinwohl alle erforderlichen Opfer zu bringen, auf allen Parteihader zu verzichten, alle Kräfte für das eine Ziel, die Abwehr der Feinde, anzuspannen, alles das sind Ideen von sehr starker Gefühlsbetonung und mächtigem Einflusse auf unsere Gedankenwelt und daher anderen Vorstellungen gegenüber als überwertig zu betrachten, dabei aber durchaus normal, da die Intensität ihres Gefühlstons und ihre Einwirkung auf den Verlauf unserer psychischen Prozesse völlig ihrem Inhalte entspricht. Wenn dagegen ein Beamter, der von einer ihn kränkenden Bemerkung seines Vorgesetzten einem Kollegen gegenüber gehört hat, diese nicht mehr aus dem Kopfe bringt, Tag und Nacht sich damit beschäftigt, so dass seine Arbeitsfähigkeit und sein Schlaf darunter leidet, wenn eine Frau über eine unartige Antwort ihrer Köchin sich noch nach Wochen nicht trösten kann, obwohl sie mit dieser sich längst ausgesöhnt hat, und immer wieder auf dieselbe zurückkommt, wenn ein Mensch, der einen Eisenbahnunfall erlitt und die ihm nach seiner Meinung gebührende Entschädigung auf dem Prozesswege noch nicht erlangen konnte, an nichts anderes mehr denkt und von nichts anderem mehr spricht, als von dem Unrechte, das ihm widerfahren, wenn ein Mädchen, das glaubt, die Neigung eines Mannes sich erworben zu haben, mit einer durch nichts gerechtfertigten Zähigkeit Jahre hindurch an der Hoffnung festhält, er werde um ihre Hand anhalten, so handelt es sich um krankhafte überwertige Ideen, die allerdings auch gewöhnlich auf einem krankhaften Boden (Neurasthenie, Hysterie, Depressionszustand) erwachsen[2]).

Überwertige Ideen können auch als Suggestionen bezeichnet werden, wenn sie durch Eingebung von dritter Seite zustande kommen (suggeriert werden)[3]). Am einflussreichsten in dieser Hinsicht ist wohl

---

[1]) Diese Kriterien müssen jedoch nicht sämtlich in jedem Falle gegeben sein.

[2]) Es muss bemerkt werden, dass die hier als „überwertige Ideen" bezeichneten Vorstellungen von mir, soweit ihnen Zwangscharakter anhaftet, den Zwangsvorstellungen angereiht wurden (s. Loewenfeld: „Die psychischen Zwangserscheinungen." Wiesbaden. S. 67 u. f.). Auch Friedmann erkennt, obwohl er für eine Trennung der überwertigen Ideen von den Zwangsvorstellungen eintritt, den Zwangscharakter wenigstens bei einem Teile der überwertigen Ideen rückhaltslos an. „Nicht der Patient," bemerkt er, „ergreift und denkt spontan die Ideen, sondern sie drängen sich ihm auf, er erleidet eine ‚Denknötigung', einen Denkzwang so gut wie bei den eigentlichen Zwangsideen." (Friedmann: „Zur Auffassung und zur Kenntnis der Zwangsideen und der isolierten überwertigen Ideen." Zeitschr. f. die gesamte Neurologie und Psychiatrie Bd. 21, Heft 4, 1914).

[3]) Auch als Wahnideen wurden sie bezeichnet, sofern sie der tatsächlichen Begründung ermangeln und sich jeder Korrektur lange Zeit hindurch unzugänglich erweisen. Maßgebend für diese Bezeichnung war die Analogie mit den Wahnideen geisteskranker Einzelindividuen. (Vergl. Friedmann: „Die Wahnideen im Völkerleben." Grenzfr. Heft VI—VIII).

die Tätigkeit der Presse, und dies gilt ganz besonders für Frankreich, wo die Tagespresse bei allen Gelegenheiten es liebt, auf die Massen mit imponierenden Phrasen einzuwirken und möglichst grelle Farben aufzutragen. Die Reden in den Parlamenten, öffentlichen Versammlungen, Parteizusammenkünften etc. erlangen ihre suggestive Bedeutung in vollem Maße gewöhnlich erst durch die Presse, die ihren Inhalt verbreitet. Für die Bildung überwertiger Ideen kann aber auch die Übertragung von Person zu Person i. e. psychische Infektion sich wirksam erweisen. Die Übertragung muss aber nicht lediglich auf dem Wege der Rede geschehen, sie kann auch durch den Eindruck, den das Beispiel der Umgebung ausübt, erfolgen. Man hat insbesondere bei Kriegsbefürchtungen und in Kriegszeiten Gelegenheit, dies zu beobachten. Wenn Einwohner eines Ortes, der einer Besetzung durch den Feind ausgesetzt ist, sehen, dass einzelne Personen ihre bessere Habe in Sicherheit bringen oder selbst flüchten, da bedarf es für viele andere keiner Mahnung, das gleiche zu tun. Das Beispiel genügt, sie hierzu zu veranlassen. Ähnliches beobachtet man beim Ausbruch von Seuchen. Der Soldat, der im Felde in kritischer Lage gewahrt, dass die Offiziere ruhig und gemessen ihre Befehle erteilen und von Entmutigung nichts erkennen lassen, gewinnt hierdurch die überwertige Idee, dass ausgehalten werden muss, was auch kommen mag, und lässt sich dadurch auch zu tapferem Verhalten bestimmen. Mut und Kaltblütigkeit wirken eben erfreulicherweise nicht minder ansteckend, wie Feigheit und Ratlosigkeit.

Wir ersehen aus dem Angeführten bereits, dass die überwertigen Ideen für die Gestaltung der Verstandesoperationen wie des Gefühlslebens des Individuums von erheblichem Einflusse sind. Je mächtiger die Gefühlsbetonung der betreffenden Idee ist, um so intensiver ist deren Einfluss nach den beiden Richtungen, und dieser ist namentlich bei krankhaften überwertigen Ideen und solchen, deren Inhalt nur beschränkte Berechtigung besitzt, kein günstiger. Wenn jemand alles Heil für die Gesundheit vom Tragen von Wollkleidern oder von verschiedenartigen Anwendungen des kalten Wassers abhängig erachtet und sich berufen fühlt, für diese Ideen möglichst Propaganda zu machen, so liegt es nahe, dass der Betreffende in seinen Denkoperationen alles ausser Acht lassen muss, was gegen seine Anschauungen spricht, dass in seinem geistigen Gesichtskreise die Forderungen einer richtigen Hygiene nicht mehr zur Geltung kommen können und er unfähig wird, für wichtigere Angelegenheiten das erforderliche Interesse aufzubringen. Ein Mensch, der keinen höheren Gedanken hat, als Karriere zu machen, und auf dieses Ziel sein ganzes Streben richtet, kommt dazu, Alles zu vernachlässigen, was seiner Laufbahn nicht förderlich ist; sein Denken

geht nicht über die Sphäre seines Berufes oder Amtes hinaus, und zu dieser intellektuellen Minderwertigkeit gesellt sich in der Regel auch eine ethische. Der Streber scheut, um in dem Konkurrenzkampfe zu siegen, gewöhnlich nicht vor Handlungen zurück, die mit Recht- und Ehrgefühl nicht vereinbar sind; er kriecht vor Vorgesetzten, sucht gelegentlich, Konkurrenten durch Verleumdungen zu schaden, u. dergl. Wer ein Unrecht erlitten hat oder erlitten zu haben glaubt und auf nichts Anderes mehr sinnt, als zu seinem Rechte zu kommen oder die erlittene Unbill zn rächen, wer von derartigen Ideen ganz und gar beherrscht wird, ist ausserstande, die Sachlage, mit der er zu tun hat, richtig zu beurteilen. Die Aussichten, welche der Prozessweg oder andere Mittel, seine Sache zu verfechten, ihm bieten, kann er nicht mehr kritisch abwägen; er wird geistig blind für alle Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich seinem Streben entgegenstellen, und trägt infolge dieser Umstände gewöhnlich früher oder später kein Bedenken, auch zu unerlaubten und unlauteren Mitteln zu greifen, wenn er damit sein Ziel zu erreichen hofft. Man kann auch im allgemeinen sagen, dass, je weniger ethisch an sich der Inhalt einer überwertigen Idee ist, um so mehr ist sie geeignet, allmählich eine ethische Depravation des Individuums herbeizuführen.

Was für das Einzelindividuum gilt, gilt selbstverständlich auch für eine Masse, eine ganze Nation. Eine überwertige Idee, die einer Masse, einem Volke suggeriert wird, kann ebensowohl Taten des edelsten Hochsinns, Wunder der Aufopferung und Selbstverleugnung, als Schandtaten, die Schauder erwecken, hervorrufen. Hierfür liefert die Geschichte unzählige Beispiele. Wir haben beides aber auch in diesen Tagen erlebt. In Deutschland hat die Idee, dass es gilt, das Vaterland zu schützen, allenthalben begeistertes Eilen zu den Waffen und die ausgedehntesten Hilfsaktionen zugunsten der Verwundeten und der Angehörigen der Feldzugsteilnehmer herbeigeführt. In Belgien hat der dem Volke seit Jahren eingeflösste (suggerierte) Hass gegen Deutschland zu Greueltaten gegen unsere Truppen geführt, die man in unserem Jahrhundert bei einem Kulturvolke nicht mehr für möglich hielt. Es kommt eben, wie wir beifügen müssen, für die Wirkung einer suggerierten überwertigen Idee nicht lediglich auf deren Inhalt, sondern auch auf den Boden an, den diese in dem Charakter der Massen, bei einem Volke in dem Nationalcharakter findet. In dieser Beziehung haben uns die Taten des belgischen Volkes zur Genüge gezeigt, dass unter all dem Lack der Kultur, all den Äusserlichkeiten der Zivilisation bei einer Bevölkerung ein Fond von Roheit und Gemeinheit sich bergen kann, den man bisher dem europäischen Kulturmenschen nicht zutraute. Auch das politische Verhalten der englischen Regierung und eines Teiles des englischen Volkes hat in jüngster Zeit hiefür traurige Belege geliefert.

Wer die Geschichte Frankreichs durchblättert, findet genügende Beweise dafür, dass die erhöhte Suggestibilität, die schon bei den alten Galliern hervortrat, im Mittelalter nicht minder als in der Neuzeit bei der Bevölkerung Frankreichs sich geltend machte, obwohl letztere, wie wir sahen, in ihrer Rassenzusammensetzung im Laufe der Jahrhunderte höchst bedeutende Veränderungen erfahren hat. Dem Einflusse entsprechend, welchen die Kirche und das religiöse Leben im Mittelalter ausübten, waren es in dieser Periode vorwiegend religiöse Ideen, welche auf die Massen suggestiv einwirkten, sie begeisterten und zu bestimmten Handlungen fortrissen. In erster Linie verdienen hier die Kreuzzüge Erwähnung, die man mit Recht auf eine Art psychischer Epidemie zurückführte. Die Anregung zum I. Kreuzzug erfolgte bekanntlich auf französischem Boden durch Peter von Amiens und Papst Urban II. Die Predigt des letzteren in Clermont 1905 bestimmte sofort viele Tausende, das Kreuz zu nehmen, und auch an den folgenden Kreuzzügen hatte die französische Ritterschaft hervorragenden Anteil. Kreuzzüge wurden jedoch in Frankreich nicht lediglich gegen Sarazenen und zur Eroberung des heiligen Landes unternommen, sondern auch zur Vertilgung von Ketzern. Im Süden Frankreichs hatte gegen Ende des XII. Jahrhunderts die Sekte der Katharer eine Ausbreitung erlangt, die nach Ermordung eines päpstlichen Legaten (Peter von Castelnau) Innocenz III. veranlasste, das Kreuz gegen die Albigenser (nach der Stadt Albi in der Nähe von Toulouse) zu predigen. Auch diese Suggestionen fanden in der Bevölkerung Südfrankreichs einen günstigen Boden und veranlassten die mit unerhörter Grausamkeit geführten Albigenserkriege, welche die völlige Verwüstung des Gebietes von Languedoc zur Folge hatten. Die französischen Kreuzfahrer waren nur zu bereit, die von fanatisierten Geistlichen gegebene Suggestion, gegen die Ketzer schonungslos zu verfahren, aufzunehmen und zu realisieren. Besonderes Interesse beansprucht jedoch die Geschichte der französischen Nationalheldin, des Hirtenmädchens von Domremy, der Jeanne d'Arc, geb. 1412, da sie zeigt, wie sehr das französische Volk jener Zeit für Suggestionen religiösen Inhalts zugänglich war. Bei der Jungfrau von Orléans traten schon in ihren letzten Kindheitsjahren Halluzinationen religiösen Inhalts auf, die jedoch nur ihren sittlichen Lebenswandel betrafen. Kriegerische Ereignisse, die in ihrem Heimatorte sich abspielten, gaben ihren Gedanken und Halluzinationen einen Inhalt, der sie veranlasste, ihr Dorf zu verlassen und dem Untergange ihres Vaterlandes nicht tatenlos zuzusehen. Sie hörte himmlische Stimmen, welche sie aufforderten, zur Rettung Frankreichs auszuziehen, Orléans zu befreien und den Dauphin nach Reims zur Krönung zu führen. Diese Halluzinationen suggerierten ihr den unerschütterlichen Glauben an ihre Mission als Befreierin Frankreichs vom englischen Joche, und sie verstand es, obwohl jeder

Bildung bar und erst siebzehnjährig, diesen Glauben nicht nur den Massen des Volkes, sondern auch dem Könige Karl VII., seiner Umgebung sowie den französischen Streitkräften zu suggerieren und diese dadurch so zu begeistern, dass die Entsetzung von Orléans und die Führung des Königs nach Reims zur Krönung (1429) zur Ausführung gelangten.

Auf die Frage, über welche eine reiche Literatur vorliegt, ob Jeanne d'Arc als geisteskrank zu betrachten ist, kann hier nicht näher eingegangen werden. Es ist begreiflich, dass in Anbetracht dessen, was bezüglich ihrer Sinnestäuschungen festgestellt ist — von ihrem 13. Lebensjahre an stellten sich bei ihr häufig Gesichts- und Gehörshalluzinationen ein, sie sah die Gestalten von Engeln und Heiligen, vernahm deren Stimmen und war von der Realität ihrer halluzinatorischen Wahrnehmungen bis zu ihrem Ende völlig überzeugt —, man psychiatrischerseits die Annahme einer geistigen Störung bei ihr kaum ablehnen konnte. So sah sich z. B. Calmeil (de la Folie considérée sur le point de vue pathologique, philosophique etc., Paris 1845), obwohl er die hervorragenden geistigen Eigenschaften der Pucelle und ihre Leistungen in vollem Maße anerkennt, doch zu dem Schlusse genötigt, dass sie von einer Art sensoriellem Irresein (une espèce de folie sensoriale) beherrscht wurde. Er spricht auch von der Théomanie der Jeanne d'Arc.

Es ist nicht auffällig, dass von den im 15., 16. und 17. Jahrhundert in Europa so verbreiteten geistigen Verirrungen und Geistesstörungen auch die Bevölkerung des heutigen Frankreich nicht frei blieb. Allein die Wahnideen des Verkehrs mit dem Teufel und Dämonen und die als Hystéro-démonopathie (Besessenheit) bezeichnete Form der Hysterie erreichte in einzelnen Gegenden Frankreichs eine geradezu epidemische Ausbreitung, was auf eine erhöhte Suggestibilität der betreffenden Volksmassen hinweist. So erwähnt Calmeil, dass in der Provinz Artois im nördlichen Frankreich im Jahre 1459 das délire de sorcellerie (genauer gesagt der Dämonenwahn) [1]) epidemisch herrschte und dazu führte, dass viele dieser Geistesgestörten die Todesstrafe erlitten. Um das Jahr 1609 hatte eine Form hysterischer Geistesstörung (als démonolâtrie oder démonomanie bezeichnet) in dem Gebiete von Labourd (in der Hauptsache das heutige département des Basses-Pyrénées) über 27 Gemeinden sich verbreitet, was das Einschreiten der Regierung veranlasste, deren Kommissäre die Erkrankten in Massen einkerkern oder verbrennen liessen. Von kleineren Epidemien hysterischer démonopathie, wie sie insbesondere in Klöstern und der Umgebung solcher im 16. und 17. Jahrhundert

[1]) Die Betreffenden träumten oder delirierten davon, dass sie nachts ihr Bett verliessen, durch Dämonen zu satanischen Festen geführt wurden und sich dort allerlei Ausschweifungen hingaben.

auftraten, sei hier ganz abgesehen. In den Jahren 1686—1707 wurden die Calvinisten in der Dauphiné, in Vivarais und den Cevennen infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes und den damit zusammenhängenden grausamen Verfolgungen von einer Epidemie religiösen Wahns mit hysterischen Zügen (Théomanie extato-convulsive nach Calmeil) heimgesucht. Die wegen ihres Glaubens Verfolgten und Gequälten glaubten, dass sie sich gegenseitig von Mund zu Mund den heiligen Geist einflössen könnten, der ihnen Unverwundbarkeit und Unsterblichkeit oder wenigstens die Fähigkeit, alsbald nach dem Tode wieder aufzuerstehen, verleihen werde. In diesem Wahne warfen sie sich den Truppen, die gegen sie ausgesandt wurden, kühn entgegen, was natürlich ihre Vernichtung nicht verhinderte. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde Frankreich von einer Spekulationsepidemie heimgesucht, die sehr an die Tulpenmanie der Holländer im 17. Jahrhundert erinnert. Die französische Regierung erteilte 1717 dem Schotten John Law das Privileg für eine zu gründende Kompagnie, die Mississippi Company, der ausschliesslich das Recht des Handels an der westlichen Mississippiseite zustehen sollte. 1719 erhielt die Mississippi Company das Privileg für den Handel in Ostindien und der Südsee. Die Prospekte der Gesellschaft stellten 120% Gewinn in Aussicht. Als 50000 neue Anteilscheine ausgegeben werden sollten, liefen 300000 Gesuche um solche ein. Leute aller Stände, vom höchsten Adel abwärts, spekulierten in Aktien der Company, deren Wert von Tag zu Tag stieg. Das Ende des Treibens war der vollständige Ruin vieler Tausende. In den Jahren 1731—1741 wurde die Bevölkerung von Paris von einer Epidemie hysterischer Zufälle heimgesucht, unter welchen Krämpfe die Hauptrolle spielten. Der durch seinen Asketismus berühmt gewordene und im Rufe der Heiligkeit stehende diacre (Diakon) Pâris, welcher der kirchlichen Sekte der Jansenisten angehörte, war 1717 gestorben. Seine Gesinnungsgenossen besuchten alsbald in Massen sein Grab, wobei es zu manchen als wunderbar erachteten Heilungen kam. 4 Jahre später wurde eine Hysterika, Marie Jeanne, während sie am Grabe des diacre sich befand, von Konvulsionen befallen, was das Verschwinden einer bei ihr bestehenden Kontraktur nach sich zog. Dieses Ereignis gab den Anstoss zur Entwicklung einer Hysterieepidemie in Paris. Kranke strömten aus allen Vierteln der Stadt auf den St. Medardus-Kirchhof, wo sie nach Berührung des Grabmals des diacre in Krämpfe verfielen. Auch hierbei kam es zu manchen Heilungen, und die Gerüchte, welche sich über diese Vorkommnisse verbreiteten, führten dazu, dass neben den Kranken auch gesunde, neugierige und skeptische Individuen auf dem St. Medardus-Kirchhof sich drängten. Auch diese wurden alsbald von Krämpfen befallen. Nicht nur der genannte Kirchhof, auch die Umgebung desselben füllte sich derart mit Individuen jeden Alters, die miteinander

in Krampfleistungen wetteiferten. Es fehlte darunter nicht an durchaus achtbaren Personen; Mädchen aus den unteren Volksklassen bildeten jedoch das Hauptkontingent der Konvulsionäre. Die Ausbreitung, welche das hysterische Unwesen allmählich erreichte, veranlasste die Regierung zu Abwehrmaßnahmen. Auf Beschwerden des Klerus erging ein königlicher Befehl (29. Jan. 1732), den Kirchhof zu schliessen, was aber das Erlöschen der Epidemie nicht zur Folge hatte. Selbst die Bestrafung der Konvulsionäre erwies sich in dieser Richtung unzulänglich. Das Übel erhielt sich im Verborgenen noch Jahre hindurch [1]). Die Gerüchte von den Wundern, die sich in Paris ereignet haben sollten, hatten das Auftreten kleinerer Krampfepidemien in einer Reihe anderer Städte, Troyes, Corbeil etc, deren Bevölkerung zu religiöser Exaltation neigte, zur Folge.

Auch in den Umwälzungen, welche der französische Staat Ende des 18. Jahrhunderts erfuhr, den Ereignissen der französischen Revolution hat sich die erhöhte Suggestibilität der Bevölkerung Frankreichs nicht verleugnet. Ihr kommt unverkennbar ein gewisser Anteil an den rühmlichsten, wie an den grauenvollsten Vorgängen jener Periode zu.

Ich muss mich begnügen, hier auf zwei Sitzungen der Nationalversammlung zu verweisen:

In der berühmt gewordenen Nachtsitzung vom 4. August 1789 verzichtete der Adel auf seine Jahrhunderte hindurch behaupteten Feudalrechte und Privilegien, und sein Beispiel wirkte suggestiv auf den Klerus sowie die Vertreter der Provinzen, Städte und Korporationen. Sie wetteiferten miteinander in dem Aufgeben ihrer Sonderrechte. Die ganze Versammlung war von einer Art Entsagungsfieber ergriffen, wie es in einer weniger suggestiblen Körperschaft nicht zustande gekommen wäre. Während hier die erhöhte Suggestibilität der Volksvertreter eine patriotische Tat von grösster Tragweite zustandekommen liess, führte sie am 28. August 1793 zu einem der verderblichsten Beschlüsse, welche die Nationalversammlung fasste. An diesem Tage liess sich diese Körperschaft durch eine Rede Dantons verleiten, ohne Debatte die verlangte Vollmacht zu Haussuchungen zu erteilen (d. h. ohne Kritik anzunehmen, was ihr Danton suggeriert hatte), ein Beschluss, „der die

[1]) Recht beachtenswert als Beweise für die erhöhte Suggestibilität der damaligen Pariser Bevölkerung sind die Mittel, welche nach der Schliessung des St. Medardus-Kirchhofs von einer Menge von Individuen gebraucht wurden, um sich in Krämpfe zu versetzen. Man betete in der Kirche von St. Medardus, trank Wasser, das von dem Kirchhofe stammte, verschlang etwas Erde von dem Grabe des diacre, legte Stoffetzen oder Holzstücke, die von den Kleidern oder von den Möbeln des diacre herrührten, auf den Magen. (Calmeil l. c. Seite 394).

ganze besitzende Klasse ausser Gesetz und das Mord- und Raubgesindel der Danton, Marat, Robespierre zu Herren Frankreichs erklärte[1]).

Die erhöhte Suggestibilität machte das französische Volk in besonderem Maße überwertigen Ideen zugänglich, die ihm schmeichelten und ihm einen gewissen Trost für den despotischen Druck gewährten, dem es seitens seiner Machthaber unterlag. Eine solche Idee war die der Gloire: die Suggestion, dass das französische Volk alle Nationen an Ruhm übertreffe, dass es den Ruhm quasi gepachtet habe und andere Nationen darauf keinen Anspruch besässen. Schon der Sonnenkönig Ludwig XIV. hatte, wenn er auch bei seinen kriegerischen Unternehmungen allzeit in erster Linie auf seinen eigenen Ruhm bedacht war, doch auch manches getan, was geeignet war, bei seinen Untertanen nationalen Stolz und nationale Eitelkeit anzuregen[2]).

Wenn seine Nachfolger auf dem Throne in dieser Hinsicht nicht viel erzielen konnten, da ihnen äussere Erfolge nicht zur Seite standen, so tat dies Napoleon I. um so gründlicher — er hat auch zuerst den Franzosen den Titel „grande nation“ beigelegt —, und die Anfachung des nationalen Stolzes durch die Gloireidee gelang ihm um so leichter, als er ja durch seine kriegerischen Erfolge bis zu seinem Sturze Frankreich eine Grösse und Macht verschaffte, die es nie zuvor besessen hatte. Die Überwindung Napoleons hatte bei den Franzosen keine Ernüchterung, kein Sinken ihrer nationalen Eitelkeit zur Folge. Der korsische Nationalheld war nur durch eine Übermacht besiegt worden, die zwar Frankreich militärisch bezwingen, ihm aber die durch so viele Siege gewonnene Gloire nicht rauben konnte. Auch die folgenden Regierungen liessen es sich angelegen sein, der nationalen Eitelkeit Rechnung zu tragen. Hierfür liefert u. a. die Überführung der Leiche Napoleons von St. Helena und deren Beisetzung im Invalidendom einen deutlichen

[1]) Siehe Häussers Geschichte der französischen Revolution, herausgegeben von W. Oncken, Berlin 1867, S. 344. Der in Frage stehende Beschluss bildete die Einleitung zu den berüchtigten Septembermorden, bei welchen in zwei Tagen 1300 bis 1500 unschuldige, in den Gefängnissen internierte Personen hingeschlachtet wurden.

[2]) Ich möchte hier nur auf 2 Stellen in dem interessanten Werke „Die Chronik des Oeil de boeuf, Memoiren vom Hofe Ludwig XIV.“ hinweisen. Im 3. Kapitel, S. 65 wird bemerkt: „Luxus und Pracht gibt es auch in der Hauptstadt nur beim Adel; die Bürger gehen schlecht gekleidet, und ihr Kostüm gehört noch dem vergangenen Jahrhundert an. Jedes Gewerk unterscheidet sich noch immer durch ein besonderes Gewand, und die Kaufleute tragen noch in ihrem Komptoir jene Art von Jacken, die einem kurzen Männerrock gleichen. Herr Colbert wird der Ansicht sein, dass derartige Unterschiede nicht mehr am Platze sind bei einer Nation, die jenen Anblick von Grösse darbieten soll, den der Monarch seiner Herrschaft aufdrücken will.“ S. 150. Ludwig XIV. schreibt in einem Brief an den Sieger Marquis de Villars: „Ich bin ebenso sehr Franzose als König; was den Ruhm der Nation verdunkeln könnte, das würde mich schmerzlicher treffen als alles andere“.

Beleg; und die Eroberung Algiers brachte Gelegenheit, der Gloireidee neue Nahrung zu verschaffen. Die nationale Eitelkeit bildete zweifellos auch einen wichtigen Faktor unter den Momenten, welche Napoleon III. zuerst zur Präsidentschaft und dann zur Kaiserkrone verhalfen. Dieser verschlagene, aber von jeder genialen Ader freie Neffe seines grossen Oheims verstand es, seinen Wahlspruch: „l'empire c'est la paix“ in einer Weise zu betätigen, welche das Ruhmesbedürfnis der Nation genügend berücksichtigte. Zudem war er veranlasst, für den gelinden Despotismus, dessen er bedurfte, um sich auf dem usurpierten Throne zu erhalten, dem Volke eine gewisse Entschädigung durch äussere Erfolge zu verschaffen. Die vom Glück begünstigten kriegerischen Unternehmungen gegen Russland und Österreich, wie die Expeditionen nach China und Mexiko brachten dem französischen Heere neue Lorbeeren und damit der Machtstellung Frankreichs erheblichen Zuwachs. Die Prätensionen, welche Regierung und Volk an die Erfolge der französischen Waffen knüpften, gingen jedoch allmählich weit über jedes berechtigte Maß hinaus und nahmen immer mehr den Charakter wahnhafter Grössenideen an. Es galt als etwas Selbstverständliches, ja als ein Dogma, dass Frankreich eine Art von Hegemonie unter den europäischen Grossmächten zukomme und Krieg und Frieden in Europa lediglich von seinem Willen abhingen. Die Reden, mit welchen der Kaiser am Neujahrstage die Diplomatie empfing, wurden, und zwar zum Teil auch ausserhalb Frankreichs, als bestimmend für die politischen Schicksale Europas in der nächsten Zeit betrachtet. Dass Österreich und Preussen sich durch wechselseitige Eifersucht in Schach halten müssten und zu keiner Frankreich nahe kommenden politischen Bedeutung in Europa gelangen dürften, hatte sich ebenfalls zu einem politischen Axiom in Frankreich herausgebildet, das man mit dem gleissnerischen Vorwand stützte, die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts erfordere dies. So kam es, dass man die kriegerischen Erfolge Preussens im Jahre 1866 französischerseits sehr übel nahm und allen Ernstes Rache für Sadowa verlangte, weil man, und zwar nicht mit Unrecht, vermutete, dass die aufstrebende Grösse Preussens die Vormachtstellung bedrohe, welche sich Frankreich unter dem 2. Empire angemaßt hatte. Es darf aber auch nicht ganz ausser Betracht bleiben, dass nicht bloss die Regierenden bis zum Kriegsjahr 1870 sich angelegen sein liessen, die Eitelkeit und Selbstüberschätzung der Nation zu nähren und anzufachen. Im gleichen Sinne wirkten auch der grösste Teil der politischen Presse, sowie die Vertreter der Wissenschaft und Künste in Frankreich. Das französische Volk war die grande nation par excellence, die an der Spitze der Zivilisation marschierte, die Verkünderin der Menschenrechte und der Völkerfreiheit, dabei aber auch auf dem Gebiete der Wissenschaft und der schönen Künste allen Völkern überlegen. Von den Mächten, welche seinerzeit

den Sturz des Korsen herbeigeführt hatten, waren Russland und Österreich besiegt worden: Preussen musste ein ähnliches Schicksal noch zuteil werden. Dass die Erfolge dieses Staates gegen Österreich, seine Heeresorganisationen und die seiner Verbündeten den französischen Waffen keinen leichten und sicheren Erfolg in Aussicht stellten, diese naheliegende Erwägung fand bei der Regierung wie bei den Massen des französischen Volkes keinen Eingang, und der Schrei, der nach der Kriegserklärung 1870 sofort ertönte: „à Berlin", als ob es sich nur um einen Spaziergang der französischen Armee handle, zeigt zur Genüge, wie sehr die Gloireidee den Franzosen die Fähigkeit zur nüchternen Beurteilung ihrer eigenen militärischen Stärke und der ihres Gegners geraubt hatte. Die Verblendung, mit welcher die Franzosen von dem gekrönten Abenteurer an ihrer Spitze bis herab in die unteren Volksschichten — von einigen Einsichtsvolleren, z. B. Thiers, abgesehen — in den Krieg traten, wurde durch die Niederlagen des sieggewohnten und siegesstolzen französischen Heeres nicht beseitigt.

Schon während des Krieges und noch mehr nach demselben wurde durch den Alle beherrschenden Dünkel die Einsicht verhindert, dass es mit der Tüchtigkeit und Stärke der französischen Armee und ihrer Leitung nicht so bestellt war, wie man annahm, und die deutschen Erfolge der genialen Führung und dem Heldenmute der deutschen Truppen zuzuschreiben seien. Nichts von alledem, man war weit entfernt, etwas derartiges zuzugeben; die Gloireidee, die anfangs wohl noch durch erlogene Siegesberichte künstlich genährt worden war, liess sich den nicht mehr zu bestreitenden Niederlagen gegenüber nicht vollständig aufrechterhalten. Die Verblendung, welche sie und die damit zusammenhängende Eitelkeit erzeugt hatten, gebar dafür eine neue wahnhafte überwertige Idee, in der man gewissermaßen einen Trost für die peinliche, nicht zu bestreitende Sachlage suchte. Die Niederlage Frankreichs kam nur durch Verrat zustande; eine Anzahl der französischen Heeresführer war durch deutsches Gold bestochen worden und Bazaine, der Verteidiger von Metz, wurde bekanntlich ein Opfer dieser ebenso törichten, wie unbegründeten Annahme. Von der Menge anderer z. T. geradezu läppischer Ideen, welche während des Krieges in der französischen Bevölkerung auftauchten und auf Verkennung des deutschen Gegners beruhten, will ich nur die eine erwähnen, die auch mir gegenüber geäussert wurde. Dass es sich bei den ausserordentlich ausgedehnten Zügen deutscher Truppen, die man vorbeimarschieren sah, immer um neue Abteilungen handelte, war den Leuten ganz unglaublich. Sie kamen daher auf die Idee, dass die Deutschen im Kreise herumzögen, um der Bevölkerung eine Truppenstärke vorzutäuschen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden war [1]). Ein Produkt der auch nach Beseitigung des Kaiser-

[1]) Auf eine ähnliche Idee verfiel während des jetzigen Krieges die belgische Bevölkerung.

tums und Überwindung der verschiedenen französischen Armeen noch in allen Schichten bis hinauf in die Kreise der Regierenden herrschenden Verblendung war auch die Idee, dass Frankreich, welches über seine Pläne, im Falle des Sieges sich deutsches Gebiet anzueignen, nicht den geringsten Zweifel gelassen hatte, als Friedensbedingung nur eine Geldentschädigung zugestehen aber nicht einen Fuss breit Landes oder einen Stein von seinen Festungen abtreten dürfe, und dass man den Einzug in Paris als eine unerhörte, dem französischen Volke zugefügte Grausamkeit hinstellte. Man mag dem französischen Nationalgefühl viel zugute halten, aber man ersieht aus dem Angeführten sehr deutlich, dass die Grössenidee, die unter dem Empire so kultiviert wurde, auch nach dessen Sturz noch eine intellektuelle Minderwertigkeit bei den Franzosen unterhielt, welche eine normale sachliche Beurteilung ihrer Lage verhinderte.

Dass ein gemütlich so erregbares und eitles Volk wie das französische die Demütigung, die es durch die deutschen Waffen erlitten hatte und die damit verbundene Beseitigung seiner Vormachtstellung nicht gleichmütig ertragen würde, war vorauszusehen, und man kann den Gedanken, der nach dem Kriege alle Kreise erfüllte, an dem deutschen Volke für das Erlittene zu geeigneter Zeit Rache zu nehmen, als eine an sich durchaus normale Reaktion auf ein sehr peinliches Erlebnis betrachten. Diese Reaktion hätte jedoch unter normalen Verhältnissen im Laufe der Jahre und Jahrzehnte sich allmählich verlieren müssen, und das französische Volk hätte sich dann daran gewöhnt, den durch den Krieg 1870/71 geschaffenen Tatbestand ohne Vergeltungsgedanken zu ertragen, wie es sich in die mit dem Sturze Napoleons verknüpfte Beschränkung des Territoriums und der Machtstellung Frankreichs gefügt hatte. Zum Unglücke des Landes bildete sich jedoch eine Partei — die Patriotenliga —, welche es sich zur besonderen Aufgabe machte, den Revanchegedanken nicht nur nicht einschlafen zu lassen, sondern allzeit möglichst rege zu erhalten und dadurch eine günstigere Gestaltung der Beziehungen zu Deutschland zu verhindern. Neben der Patriotenliga, wenn auch nicht in gleich intensiver und rücksichtsloser Weise, waren jedoch auch die Vertreter der übrigen Parteien mit Ausnahme der Sozialisten mehr oder minder bemüht, den Revanchegedanken im Volke zu nähren, so dass dieser allmählich die Bedeutung einer pathologischen überwertigen — man könnte auch sagen fixen — Idee erlangte, welche den intellektuellen Horizont sowie das ethische Niveau des Volkes in gleich ungünstiger Weise beeinflusste.

Wir können nicht umhin, hier der Frage noch einige besondere Bemerkungen zu widmen, ob wir berechtigt sind, die Revancheidee, so wie sie sich bis in die jüngste Zeit, speziell in den tonangebenden Kreisen Frankreichs erhielt, als pathologisch zu betrachten. In der ersten Zeit

nach dem Kriege stand die Revancheidee mit ihrem intensiven Gefühlswerte, wie wir schon andeuteten, in einem gewissen Verhältnisse zu der Verletzung, welche der nationale Stolz und die nationale Eitelkeit durch die französischen Niederlagen erlitten hatte. Die Gefühlsbetonung der Revancheidee, welche ihr den Charakter einer überwertigen Idee verlieh, hätte jedoch unter normalen Verhältnissen und ohne stetige neue Anfachung im Laufe der Zeit so abnehmen müssen, dass diese Idee als tatsächlicher Wunsch sich hätte nur noch erhalten können, wenn sie durch nüchterne, logische Erwägungen gestützt worden wäre. Wollte man solchen und nicht lediglich der nationalen Eitelkeit die Entscheidung über die Stellung zu Deutschland einräumen, so musste man sich die Fragen vorlegen: Sind denn die Vorteile, welche ein Revanchekrieg mit glücklichem Ausgange bringen mag, voraussichtlich imstande, die ungeheuren materiellen Opfer auszugleichen, welche die Rüstung für diesen Krieg fortwährend erheischt? Ist ein günstiger Ausgang des Krieges auch sicher, nicht auch die Möglichkeit einer erneuten Niederlage vorhanden, welche alle die für Rüstungszwecke ausgegebenen Milliarden als zwecklos aufgewendet erweisen und dem Lande neue materielle Schädigungen schwerster Art eintragen würde? Ist andererseits im Falle eines Sieges und des Wiedergewinns der verlorenen Provinzen nicht zu erwarten, dass Deutschland die grössten Anstrengungen machen werde, sich wieder aufzurichten, um das Entrissene wieder zu gewinnen, was Frankreich wieder fortgesetzt zu militärischen Rüstungen zwingen würde, die den Wohlstand des Landes untergraben müssten. Ist ferner das Vasallenverhältnis, in welches Frankreich durch sein Bündnis allmählich zu Russland geriet, nicht einer auf ihre Traditionen so stolzen Nation unwürdig und dabei geeignet, den kultur- und freiheitsfeindlichen moskowitischen Einfluss in Europa in einer Weise zu verstärken, der auch für Frankreich Gefahren birgt? Bei nüchterner Prüfung aller dieser Fragen hätte man sicher zu der Einsicht gelangen müssen, dass das Festhalten an der Revancheidee, d. h. der Absicht nicht etwa in ferner Zukunft, sondern in absehbarer Zeit einen Revanchekrieg zu führen, mit den Interessen des Landes nicht vereinbar sei. Dass die angedeuteten Erwägungen in den maßgebenden Kreisen Frankreichs sich überhaupt nicht geltend machten oder wenigstens ohne Einfluss auf die Gesinnungen gegen Deutschland blieben, ist wohl nicht zu bezweifeln. Dies kann sich nur dadurch erklären, dass durch die Hetzereien dekadenter und verschrobener Individuen und wahrscheinlich auch durch die psychopathische Konstitution eines Teiles der politisch-prominenten Persönlichkeiten die Gefühlsbetonung der Revancheidee in einer Stärke erhalten wurde, welche eine nüchterne, sachliche Beurteilung der Vor- und Nachteile feindlicher Absichten gegen Deutschland unmöglich machte. Durch diesen die

Intelligenz schädigenden, i. e. verblendenden Einfluss ist der pathologische Charakter der Revancheidee, soweit diese für das politische Verhalten Frankreichs bestimmend war, genügend gekennzeichnet.

Eine Folge des durch die Revancheidee bedingten abnormen Geisteszustandes war zunächst eine Spionagephobie. Man witterte überall deutsche Spione, welche die Vorbereitungen der Nation für den Revanchekrieg auskundschaften sollten. Ausgesprochener zeigte sich jedoch der pathologische Zustand, in welchen die Revancheidee den Geist der französischen Nation versetzt hatte, in der sogenannten „Dreyfus-Affäre“, welche in den Jahren 1894—99 die Aufmerksamkeit und, man darf wohl sagen, Entrüstung, der ganzen zivilisierten Welt ausserhalb Frankreichs auf sich lenkte.

Die Dreyfus-Affäre.

Alfred Dreyfus, geb. 1859 zu Mühlhausen, wurde 1880 Leutnant, 1889 Hauptmann im XXI. Artillerieregiment und 1893 in den Generalstab versetzt, in welcher Stellung er bis 1. Oktober 1894 blieb. Zwei Wochen später, am 14. Oktober 1894, wurde er als des Hochverrates verdächtig verhaftet. Wodurch er diesen Verdacht geweckt hatte, ist nicht genügend aufgeklärt; dagegen ist es sehr wahrscheinlich, dass er während seines Dienstes im Generalstab durch übermäßige Geschäftigkeit sich missliebig und vielleicht auch auffällig gemacht hatte. Nach 7-wöchentlicher Untersuchung wurde er in Anklagezustand versetzt. Die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen stützten sich auf ein Schriftstück, das berüchtigte Bordereau, das angeblich dem deutschen Militärbevollmächtigten, Oberst von Schwarzkoppen, entwendet worden war. In diesem wurden einer nicht genannten Persönlichkeit Mitteilungen über Einrichtungen des französischen Heerwesens von untergeordneter Bedeutung angeboten. Von 5 Schriftexperten wollten 3 eine Ähnlichkeit der Schrift des Dreyfus mit der des Bordereau gefunden haben, mussten aber dabei auch zugeben, dass es auch an Verschiedenheiten zwischen den beiden Schriften nicht mangele. Zwei der Experten hatten sich entschieden zugunsten des Angeklagten ausgesprochen. Am 19. Dezember 1894 begann die Verhandlung des Dreyfus vor dem Pariser Kriegsgerichte, welche mit seiner Verurteilung zur Degradation und lebenslänglicher Deportation endete.

Das Urteil stützte sich angeblich lediglich auf das Bordereau, dessen Wertlosigkeit als Beweismittel Demange, der Verteidiger des Dreyfus, nachgewiesen hatte. In Wirklichkeit wurde das Urteil, wie sich nachträglich über jeden Zweifel feststellen liess, durch Aussagen des Obersten Henry, eines enragierten Dreyfus-Feindes, und die

Mitteilung geheimer, vom Kriegsministerium gelieferter Aktenstücke, welche z. T. aus Fälschungen bestanden, herbeigeführt. Das Revisionsgesuch des Verurteilten wurde am 31. Dezember 1894 kurzerhand abgewiesen. Soweit bietet die Affäre Dreyfus nichts besonders Auffälliges. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass die Offiziere, welche als Mitglieder des Kriegsgerichtes Dreyfus verurteilten, an dessen Schuld geglaubt haben mögen, wenn auch von manchen Seiten nachträglich behauptet wurde, dass man Dreyfus freigesprochen hätte, wenn er Sprosse einer gut katholischen Adelsfamilie gewesen wäre.

Das Ungewöhnliche in der Dreyfus-Affäre, welches für alle Zeiten in der Geschichte Frankreichs einen Schandfleck bilden wird, beginnt erst mit der Art der Strafvollstreckung und den Vorgängen, welche die Kunde von den Bemühungen, eine Revision des Dreyfus-Prozesses herbeizuführen, in Frankreich hervorrief.

Wir wollen zunächst auf die Art des Strafvollzugs, über welche Dreyfus selbst in seiner Schrift „Fünf Jahre meines Lebens, 1894—1899" berichtet, einen Blick werfen. Die Degradation wurde an dem Verurteilten mit allen ihren qualvollen Formalitäten vollzogen. D. beteuerte während der Prozedur beständig seine Unschuld. Am 22. Februar 1895 fand seine Überführung nach der Teufelsinsel statt, einem kahlen Felseneilande, welches eine der 3 zu französisch Guayana gehörigen Salutinseln bildet und früher zur Internierung Aussätziger gedient hatte. Die Wahl dieses Ortes und die Behandlung, welche man dem Verurteilten dort angedeihen liess, lässt den Schluss kaum abweisen, dass man nicht lediglich die Vollziehung der ausgesprochenen Strafe und die Verhinderung von Fluchtversuchen im Auge hatte, vielmehr Dreyfus durch systematische Untergrabung seiner Gesundheit aus der Welt zu schaffen beabsichtigte. Der Raum, der ihm zum Aufenthalte angewiesen wurde, war nicht viel besser als ein Käfig, in welchem es an Ungeziefer nicht mangelte. 6 Wärter, mit denen er kein Wort sprechen durfte, waren zu seiner Überwachung bestellt. Da deren geräuschvolle Ablösung alle 2 Stunden auch während der Nacht erfolgte, war seine Nachtruhe sehr gestört. Die Zahl der Wärter wurde später auf 10 und zeitweilig sogar auf 13 erhöht. Brieflicher Verkehr mit seiner Familie wurde ihm in der ersten Zeit des Aufenthaltes auf der Teufelsinsel unmöglich gemacht. Von 6. September 1896 ab wurde er, obwohl die Art seiner Unterbringung und Überwachung ein Entweichen völlig unmöglich machte und er sich nichts hatte zu schulden kommen lassen, auf Anordnung des Kolonialministers Lebon $2^1/_2$ Monate beständig trotz grösster Hitze in seiner Zelle eingeschlossen gehalten und nachts in doppelte Eisen, die ihm seine Füsse wund scheuerten und ihm jede Bewegung unmöglich machten, gelegt. Die Zelle wurde in ganz geringer Entfernung mit Palisaden umgeben, welche sie überragten. Zur Bewegung im Freien

wurde ihm in der Folge nur der schmale Raum zwischen den Palisaden angewiesen, in welchem er der glühenden Sonne ohne eine Spur von Schatten ausgesetzt war.

Über den Einfluss, welchen diese Maßnahmen auf seinen Gesundheitszustand ausübten, berichtet D. in seinem Tagebuche: „Seitdem man meine Hütte mit der Palisade umgeben hatte, war sie vollständig unbewohnbar geworden; es war der reine Tod. Von diesem Augenblick an war keine Luft und kein Licht mehr darin; während der trockenen Jahreszeit war die ungeheure erstickende Hitze, in der Regenzeit die Feuchtigkeit fast unerträglich, in diesem Lande, in welchem die Feuchtigkeit die furchtbare Geissel der Europäer ist.“ Dreyfus erhielt in der Folge eine etwas bessere Unterkunft, hierfür wurde er aber mit neuen ausgesuchten Quälereien bedacht, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Am 5. Juni 1899 wurde Dreyfus benachrichtigt, dass der Kassationshof das kriegsgerichtliche Urteil von 1894 aufgehoben habe und er vor das Kriegsgericht in Rennes verwiesen sei, worauf seine Überführung in das Militärgefängnis zu Rennes erfolgte.

Wenn man die Behandlung, welche D. nach seiner Verurteilung erfuhr, in Betracht zieht und dabei sich vergegenwärtigt, dass es sich nicht um den gewöhnlichen Strafvollzug bei einem Deportierten, sondern um speziell für D. ausgesuchte, systematische Quälereien handelte, drängt sich die Frage auf, welche Motive diesem unmenschlichen Vorgehen zugrunde lagen. Da D. für Deutschland spioniert haben sollte und zudem jüdischer Herkunft war, so wird man in der Annahme wohl nicht fehlgehen, dass die Revancheidee und antisemitische Einflüsse für die Wahl der Teufelsinsel als Aufenthaltsort des Verurteilten sowie die Art seiner Verwahrung dort bestimmend waren. Die spätere Verschärfung der Maßnahmen, welche man gegen den Gefangenen gebrauchte, scheint jedoch noch durch besondere Umstände veranlasst worden zu sein. Die Kunde von Bemühungen, eine Revision des Dreyfus-Prozesses zu erlangen, in Verbindung mit einem sogleich zu erwähnenden Umstande, dürfte hierbei eine wesentliche Rolle gespielt haben. In dem Konglomerate von Lügen, Fälschungen, Gemeinheiten und Wahnsinn, zu welchem sich die Dreyfus-Affäre allmählich auswuchs, war der Umstand von nicht geringer Bedeutung, dass man sich nicht entblödete, den deutschen Kaiser in direkte Beziehungen zu D. zu bringen. Es sollten eigenhändige Briefe des Kaisers, die man sich angeblich zu verschaffen gewusst hatte, hierfür Belege bilden [1]) So haarsträubend dieser Unsinn war, so fand

[1]) Diese Behauptung ging von einer Seite aus, die des offiziellen Charakters nicht ganz ermangelte und daher auf Glauben im Publikum rechnen konnte. „Der persönliche Adjutant des Generalstabschefs Boisdeffre, Kommandant Pauffin du Saint-Morel, entblödete sich nicht, seinem Freunde Rochefort zur Nutzbarmachung im „Intransigeant“ die sensationelle Mitteilung zu machen, man besitze im Generalstab unter den erdrückendsten urkundlichen Beweisen sogar eigenhändige Briefe Kaiser Wilhelm II. an Dreyfus“. (Mittelstädt. S. 69).

er doch zahlreiche Gläubige, und die Person des D. gewann dadurch eine besondere Bedeutung. Da man gegen den Kaiser nichts tun konnte, auch einen Krieg mit Deutschland nicht herbeizuführen wünschte, so bot sich in D. ein Objekt, an dem sich das vollziehen liess, was man Kaiser und Reich nicht zufügen konnte. Die Art der Bestrafung des D. wurde zu einem symbolischen Akt, an ihm konnte man seine Revanchegelüste befriedigen, sein Mütchen in vollem Maße kühlen, da man nicht zu befürchten hatte, dass von deutscher Seite interveniert werden würde.

Da Dreyfus stets seine Unschuld beteuert hatte und seine Familie von derselben fest überzeugt war, ist es begreiflich, dass sie nach seiner Verurteilung es an Bemühungen zu seinen Gunsten nicht fehlen liess und einflussreiche Persönlichkeiten für die Sache zu interessieren suchte. [1]) Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde Ende 1896 auf das an D. verübte Unrecht durch eine Schrift Bernard Lazares: „Une erreur judiciaire. La vérité sur l'affaire Dreyfus“ gelenkt. Eine Unterstützung fand die Lazaresche Agitation alsbald durch Oberstleutnant Picquart, welcher seit Juli 1895 dem Spionagebureau (Bureau des renseignements) im Generalstabe vorstand und durch seine Ermittlungen dahin gelangt war, ein übel berüchtigtes Individuum, den Kommandanten Esterhazy, der Urheberschaft an dem Bordereau zu bezichtigen. Dies hatte für ihn jedoch die Folge, dass er aus dem Generalstabe entfernt und nach Afrika versetzt wurde. Auch der Senats-Vizepräsident Scheurer-Kestner, welcher durch den mit Picquart befreundeten Advokaten Leblois über den Stand der Dreyfus-Affäre unterrichtet war, erzielte mit seinen Bemühungen, eine Wiederaufnahme des Prozesses zu erlangen, kein Resultat. Da das Material, welches für Esterhazys Urheberschaft an dem Bordereau und damit die Unschuld des Dreyfus sprach, so anwuchs, dass man es nicht unberücksichtigt lassen konnte, man aber zugleich seitens des Generalstabs und Kriegsministeriums an der Verurteilung des Dreyfus absolut nichts ändern lassen wollte, wurde eine Scheinuntersuchung gegen Esterhazy eingeleitet und schliesslich auch seine Freisprechung durch ein Kriegsgericht trotz der Fülle der gegen ihn vorliegenden Beweise herbeigeführt (11. Januar 1898). Hiermit glaubte die Armeeverwaltung eine neue Verurteilung des Gefangenen auf der Teufelsinsel erlangt zu haben. Das Urteil in dem Esterhazy-Prozesse musste begreiflicherweise nicht bloss bei den Dreyfus-Freunden, sondern auch bei allen jenen, deren Rechtsgefühl noch nicht erloschen war, Empörung

[1]) Die folgenden Ausführungen stützen sich im wesentlichen auf die Schrift von O. Mittelstädt: „Die Affäre Dreyfus, eine kriminalpolitische Studie“, Berlin, J. Guttenberg, 1899, in welcher die Geschichte des Dreyfus-Prozesses und die mit ihm zusammenhängenden Vorgänge in Frankreich bis zu dem Kriegsgerichte in Rennes in ebenso eingehender wie streng sachlicher Weise behandelt sind.

hervorrufen. Eine Äusserung dieses Gefühls bildete das bekannte Manifest, welches von Zola am 13. Januar 1898 in der Pariser Aurore veröffentlicht wurde und ihm in der Folge eine zweimalige Verurteilung durch die Assisen eintrug. Die als Zeugen vernommenen französischen Generäle hatten den Geschworenen die Anschauung suggeriert, dass Zweifel an der Gerechtigkeit des gegen Dreyfus gefällten Urteils einem Angriff auf die Ehre der französischen Armee gleichkomme. In diesem Sinne wurde auch durch einen grossen Teil der Presse auf die Anschauung der Massen eingewirkt. Auch der Umstand, dass Oberst Henry, der erbittertste Dreyfus-Gegner im Generalstabe, zugestand, ein Schriftstück, das für die kriegsgerichtliche Verurteilung des D. von wesentlichem Einflusse war, gefälscht zu haben, vermochte in den Kreisen der Armee und weit darüber hinaus die Überzeugung von der Schuld des Dreyfus nur wenig zu erschüttern. Trotz alledem gelang es dem damaligen Ministerpräsidenten Brisson, dem von der Ehefrau Dreyfus gestellten Revisionsantrag Berücksichtigung zu verschaffen, indem er den Justizminister Sarrien veranlasste (September 1898), durch den Generalprokurator am Kassationshof den Antrag auf Revision des kriegsgerichtlichen Urteils über Dreyfus bei dem genannten Gerichte beantragen zu lassen. Dies geschah, und die Kriminalkammer des Kassationshofes erklärte am 29. Oktober 1898 die Revision des Dreyfus-Prozesses für formell und materiell zulässig.

Ich muss hier darauf verzichten, auf alle die zum Teil geradezu schmachvollen Angriffe seitens der Dreyfus-Gegner einzugehen, die in der Folge auf die Kriminalkammer des Kassationshofes unternommen wurden, um eine Wiederaufnahme des Dreyfus-Prozesses zu hintertreiben. Alle diese Machinationen konnten nicht verhindern, dass durch den am 3. Juni 1899 verkündeten Beschluss des Kassationshofes das Urteil des ersten Pariser Kriegsgerichtes aufgehoben und die Sache zu erneuter Verhandlung vor das Kriegsgericht in Rennes verwiesen wurde.

Lange bevor es zu diesem Beschlusse kam, hatten sich in Frankreich Vorgänge ereignet, welche das Staunen und die Entrüstung der ganzen zivilisierten Welt erregten und dafür sprachen, dass es mit dem Geisteszustande der Massen des französischen Volkes übel bestellt sein müsse. Der Fall des Kapitän Dreyfus war nach seiner Art nicht geeignet, allgemeines Interesse oder gar die Leidenschaften der Masse zu erregen. Es handelte sich ja lediglich um einen Rechtsfall, der kriegsgerichtlich abgeurteilt war und bei dem die Möglichkeit eines richterlichen Irrtums so gut wie in irgendeinem anderen Falle vorlag. Bei ruhiger und unbefangener Würdigung dieses Sachverhalts hätte niemand in Frankreich dazu kommen können, sich über die auf eine Revision des Dreyfus-Prozesses abzielenden Bemühungen aufzuregen oder denselben entgegenzutreten. Man musste sich ja sagen, wenn man

den Verurteilten nicht unter allen Umständen, ob schuldig oder unschuldig, auf der Teufelsinsel festgehalten wissen wollte, dass eine Revision seines Prozesses ihm nur dann zur Freiheit verhelfen könne, wenn ausreichende Beweise für seine Unschuld erbracht würden, dass also staatliche Interessen durch eine neue Verhandlung der Angelegenheit nicht gefährdet werden könnten und bei der Schwere der verhängten Strafe das Verlangen nach einer erneuten Untersuchung des Falles gewiss nichts Unbilliges enthalte. Von derartigen nüchternen Erwägungen war jedoch während eines Zeitraums von mehr als zwei Jahren bei der weit überwiegenden Mehrzahl des französischen Volkes keine Rede. Die Dreyfus-Affäre spaltete die Nation in zwei Parteilager, die sich mit einer Heftigkeit und Leidenschaft bekämpften und beschimpften, die in gar keinem Verhältnisse zu dem Anlasse standen. Der Anstoss zu diesem Treiben ging von den Mitgliedern des Generalstabes, welche an der Verurteilung des Dreyfus beteiligt waren und deren Kassation daher nicht wünschen konnten, sowie von antisemitischer Seite aus. Die Hetze, welche in der von diesen Kreisen inspirierten Presse und ihren Anhängern im Parlament gegen die Dreyfus-Freunde veranstaltet wurde, wirkte ansteckend auf andere Parteien, und es kam allgemach dahin, dass nicht nur die unteren Schichten des Volkes, sondern auch die Kreise der Gebildeten und selbst der Gebildetsten in weit überwiegender Mehrzahl mit einer Leidenschaft und Gehässigkeit gegen Dreyfus Stellung nahmen und dabei eine Unzugänglichkeit gegen sachliche Erwägungen zeigten, die mit einem normalen Geisteszustande sich nicht mehr vereinbaren liess. „Wer von „der Schuld des Exkapitäns nicht völlig überzeugt war“, bemerkt O. Mittelstädt, „galt die längste Zeit der grossen französischen „Masse als ein feiler, vom kapitalkräftigen Dreyfus-Syndikat gekaufter „Schuft, mindestens als ein vaterlandsloser, dem Ausland dienender „Geselle, ein geschworener Feind der französischen Armee. Die ur„sprünglich an Zahl recht spärlich gesäten und immer in der Minorität „verbliebenen Dreyfus-Freunde waren nicht minder überzeugt, dass ihre „Gegner samt und sonders servile Knechte des „Syndikats der rue „Dominique“ (Kriegsministerium und Generalstab), alte Anhänger der „„Boulange“ oder der sonst auf Sturz der Republik abzielenden cäsa„ristisch-monarchistischen Machenschaften und sämtlich gegen besseres „Wissen den unschuldigen Dreyfus auf der Teufelsinsel festzuhalten „entschlossen seien. Hier ein verräterisches Komplott von Juden, Frei„maurern und Protestanten zum Ruin Frankreichs, dort eine ekelhafte „Koalition des Säbels und Weihwasserwedels (sabre et goupillon), von „Pfaffen und Soldaten zum Verderben der republikanischen Institutionen „ausersonnen.“ (Mittelstädt S. 62.)

In der Tat hatte sich unter dem Einflusse der Dreyfus-Affäre in Zusammenhang mit der Revancheidee eine geistige Epidemie in Frank-

reich entwickelt, welche sich wesentlich durch Steigerung der in dem Nationalcharakter vorhandenen Elemente der Emotivität und Suggestibilität charakterisierte, also einen gewissen hysterischen Zug aufwies. Begünstigt wurde die Entwicklung dieser Epidemie durch die inneren politischen Verhältnisse Frankreichs, die Parteikämpfe und die Korruption in den regierenden Kreisen, welche allmählich dazu führten, dass man der Armee einen geradezu unsinnigen Kultus entgegenbrachte. An diesem hatte aber auch die Revancheidee einen wichtigen Anteil. Die Armee war ja die Hoffnung des Landes, das Instrument, das ihm die Befriedigung der Revanchewünsche herbeiführen sollte. Dieser Kultus und die krankhafte Erregung, welche insbesondere die Dreyfus gegnerische Presse in allen Schichten der Bevölkerung hervorgerufen hatte und unterhielt, verhinderte jede vernünftige Beurteilung der Bedeutung des Dreyfus-Falles für die Armee und das Land, was sich zur Genüge in Behauptungen dokumentierte, wie: Ein französisches Kriegsgericht könne nicht fehlen, jeder Zweifel an der Schuld des D. sei nichts als ein Attentat auf die Ehre der Armee und der Nation, D. müsse, auch wenn unschuldig verurteilt, auf der Teufelsinsel bleiben, da eine Wiederaufnahme seines Prozesses die Ehre der Armee und damit die Sicherheit des Landes gefährde, eine Revision des Dreyfus-Prozesses werde einen Krieg mit Deutschland zur Folge haben u. dergl. mehr. Von besonderem Interesse ist an diesen Behauptungen, an deren Richtigkeit die Dreyfus-Gegner fest glaubten, der Umstand, dass ihnen nicht nur eine hysterische Überempfindlichkeit für die Ehre der Armee, sondern auch eine perverse Auffassung derselben zugrunde lag. Bei nüchterner Beurteilung des Falles hätte man zweifellos zu der Anschauung gelangen müssen, dass es für die Ehre der französischen Armee nicht gleichgültig sein könne, ob in ihren Reihen, speziell in ihrem Generalstabe, ein Verräter sich befand oder nicht, dass also der Nachweis der Unschuld des D. im Interesse der Armee lag. Statt zu diesem für jeden logisch Denkenden unabweisbaren Schlusse zu gelangen, wurde die Frage der Schuld oder Unschuld des D. als nebensächlich erachtet und die Ehre der Armee von der Unfehlbarkeit eines Kriegsgerichtes abhängig gemacht. Wieweit die Erregung der Massen bis hinauf in die höchststehenden Kreise ging, welche durch die mit wenigen Ausnahmen durch und durch korrupte Pariser Presse fortwährend angefacht wurde, und wie sehr hierdurch die Suggestibilität und damit die Unzugänglichkeit der Massen für jede Belehrung gesteigert wurde, erhellt in frappantester Weise aus einer Reihe von Tatsachen, welche Mittelstädt (l. c. S. 81—83) anführt. Im Laufe der Revisionskampagne wurden von einer Reihe von Pariser Zeitungen die plumpesten und schamlosesten Erfindungen über Dreyfus, seine Freunde und selbst die Richter des Kassationshofes, bei denen man eine D. günstige Stimmung vermutete, verbreitet. Die bündigste Dementierung veranlasste die

betreffenden Blätter keineswegs, ihre Behauptungen zurückzunehmen; sie hielten dieselben in dreistester Weise aufrecht und fanden damit immer wieder Glauben und dies nicht lediglich beim Pöbel, sondern auch in der besseren Gesellschaft.

Bei Berücksichtigung des im Vorstehenden Angeführten wird es in gewissem Maße verständlich, dass das Kriegsgericht in Rennes, das am 9. August 1899 zusammentrat, es wagen konnte, Dreyfus abermals zu verurteilen, obwohl sich im Laufe der Verhandlungen die Schuldlosigkeit des Angeklagten, die auch schon von dem Kassationshof angenommen worden war, in klarster Weise ergeben hatte. Für die Mitglieder dieses Kriegsgerichtes war offenbar die Person des Dreyfus, seine Schuld oder Unschuld nebensächlich. Fünf aufeinanderfolgende Kriegsminister und der Generalstab hatten sich so sehr für die Schuld des Dreyfus engagiert, dass dessen Freisprechung nach ihrer (der Richter) Meinung auf eine Blamage der Armeeleitung hinauslaufen musste. Eine solche zu verhüten, erschien ihnen offenbar wichtiger, als Dreyfus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die Empörung, welche die von dem Kriegsgerichte in Rennes verübte erneute Rechtsbeugung nicht bloss bei den Dreyfus-Freunden in Frankreich, sondern auch im Auslande hervorrief, konnte indes die französische Regierung nicht unberücksichtigt lassen. Sie gewährte Dreyfus Begnadigung, womit sich dieser begreiflicherweise nicht abfinden liess. Der Kassationshof hatte sich in der Folge noch einmal mit dem Falle zu beschäftigen und erkannte auf Freisprechung des Angeklagten, dem dann auch der Wiedereintritt in die Armee zugestanden werden musste[1]).

Die Verhandlungen vor dem Kriegsgerichte in Rennes konnten trotz ihres befremdlichen Ausgangs nicht verfehlen, einen Umschwung in dem Verhalten der Pariser Presse herbeizuführen, welcher wesentlich dazu beitrug, dass bei den Massen allmählich Beruhigung eintrat und damit auch die Besonnenheit wiederkehrte.

Wir haben uns im Vorstehenden mit der Dreyfus-Affäre etwas eingehender beschäftigt, als es dem Rahmen dieser Darstellung entspricht, obwohl die wichtigsten der in Betracht kommenden Tatsachen dem Gedächtnisse der meisten unserer Zeitgenossen (abgesehen von der Jugend) noch nicht abhanden gekommen sein dürften. Es hat dies seinen Grund in dem psychopathologischen Interesse, welches der Affäre als Ursache einer epidemischen Geistesstörung in Frankreich zukommt. Man darf wohl sagen, es ist eine ebenso merkwürdige wie lehrreiche Tatsache, dass ein einfacher Rechtsfall, wie es die Dreyfus-Angelegenheit immer war, die weit überwiegende Mehrheit des französischen Volkes in Auf-

[1]) Dreyfus erhielt nach seiner Rehabilitation auch noch die Ehrenlegion.

ruhr versetzen und damit der Zurechnungsfähigkeit berauben konnte. eine Tatsache, die sich nur aus dem französischen Nationalcharakter erklären lässt und zugleich den Beweis dafür liefert. dass dieser, wie wir schon erwähnten, Elemente in sich schliesst, welche eine psychopathische Disposition begründen. Bei einer solchen bedarf es zur Hervorrufung eines abnormen psychischen Zustandes keiner mächtigen Anlässe; relativ wenig bedeutende Momente können genügen. eine abnorme Reaktion herbeizuführen und damit das seelische Gleichgewicht zu stören, wenn sie auf besonders empfindliche Seiten des Seelen-, resp. Gemütslebens einwirken. Wären die Franzosen weniger suggestibel und hätte die Revancheidee nicht ihre Urteilsfähigkeit beschränkt sowie ihre an sich schon erhebliche gemütliche Erregbarkeit gesteigert, der Fall Dreyfus hätte sich niemals zu einer „Affäre" entwickeln können. welche die Bevölkerung Frankreichs in zwei Lager spaltete. ein Dreyfus feindliches und ein Dreyfus freundliches. von welchen das erstere an Lügen, Verleumdungen und Gemeinheiten gegen die Gegner das Mögliche leistete und den Lauf der Gerechtigkeit mit den schlimmsten Mitteln zu hindern suchte.

Das in politischer Hinsicht folgenschwerste Produkt der Revancheidee bildet jedoch das Bündnis mit Russland und die Gestaltung, welche dasselbe bis in die jüngste Zeit annahm. Es entgeht mir keineswegs, dass man es als sehr unangebracht, ja selbst töricht erachten könnte, eine politische Transaktion wie ein Bündnis vom psychiatrischen Standpunkte aus betrachten zu wollen. Dies mag wohl im allgemeinen als zutreffend angesehen werden. Die Bündnisse, welche in neuerer Zeit europäische Staaten abschlossen, lieferten. abgesehen von dem hier in Frage stehenden, keinen Anlass zu einer psychiatrischen Beurteilung. Das Bündnis Frankreichs mit Russland hat jedoch einen ganz exzeptionellen Charakter, nicht nur insofern, dass es allen Traditionen der grossen Nation zuwiderlief, sondern auch deshalb, weil es Frankreich allmählich in eine Stellung brachte, in welcher es sich bisher nie befunden hatte. Abstammung, Geschichte, Religion, Kulturstufe, Regierungsform, Entwickelung der Literatur und der Kunst, öffentliches Leben — in allen diesen Punkten entfernen sich die beiden Nationen so weit voneinander, als es auf europäischem Boden und unter christlichen Staaten möglich ist. Man hätte annehmen sollen, dass dem auf die Höhe seiner Zivilisation und seine freiheitlichen Institutionen so stolzen französischen Volke ein Bündnis mit dem halb barbarischen, von einem Despoten mit Knute und Galgen regierten Russland widerstreben musste. auch wenn dadurch politische und militärische Vorteile zu erreichen waren. Bis in die neuere Zeit war auch nie von einer Annäherung der beiden Nationen die Rede und soweit sie mit einander in Berührung kamen. handelte es sich lediglich um kriegerische Verwicklungen. Man

mag jedoch von der Unnatürlichkeit dieses Bündnisses absehen und die Erwägungen, welche Frankreich zu diesem zunächst bestimmten, als normal und begründet erachten; die Gestaltung, welche dieses Bündnis allmählich annahm, lässt jedoch keinen Zweifel darüber, dass die Revancheidee die grosse Nation in intellektueller und moralischer Hinsicht derartig beeinflusste, dass sie zu einer sachlichen Beurteilung der Position, in welche sie sich Russland gegenüber begab, ganz und gar unfähig wurde. Das Verhältnis Frankreichs zu Russland blieb nicht das einer gleichberechtigten, ihre Geschicke selbständig lenkenden oder gar einer führenden Macht, wie es bei der intellektuellen Überlegenheit Frankreichs wohl möglich gewesen wäre. Die Fügsamkeit und Unterordnung unter die Wünsche und Pläne der moskowitischen Machthaber ging allmählich soweit, dass Frankreich auf jede Selbständigkeit in der äusseren Politik verzichtete und sich in die Rolle eines Vasallen seines Verbündeten ohne Bedauern und Widerstreben fand. Die Speichelleckereien, mit welchen die Präsidenten dem russischen Despoten bei Zusammenkünften mit demselben und anderen Gelegenheiten aufwarteten, waren um so mehr geeignet, den Ekel aller nüchtern Denkenden ausserhalb der beiden verbündeten Länder wachzurufen, als den Franzosen die panslawistischen Absichten der Moskowiter und die dadurch für die Kultur Europas bedingte Gefahr keineswegs entgehen konnte. So kam es, dass die grosse, auf ihre nationale Ehre so ungemein bedachte Nation, welche die Demütigung von 1870/71 nicht vergessen wollte, die Schmach nicht scheute und nicht empfand, die sie sich selbst durch ihr Vasallenverhältnis zu Russland und die Kriecherei vor dessen Machthabern zufügte, auch die Gefahren ganz unberücksichtigt liess, welche der Völkerfreiheit in Europa und damit auch ihren eigenen Institutionen seitens einer russischen Vormacht drohten.

Diese Entwürdigung und Erniedrigung wurde hingenommen und ertragen, nicht, weil die Not des Landes sie erheischte, sondern lediglich weil sie eine Aussicht auf Befriedigung der Revanchewünsche eröffnete. Dass die nationale Ehre, die man durch die Niederlagen 1870/71 als befleckt erachtete, durch die Art und Weise, wie man den Flecken zu beseitigen trachtete, weit mehr besudelt wurde als durch die Misserfolge den deutschen Heeren gegenüber, hierfür mangelte jede Einsicht, jedes Gefühl. Die intellektuelle und moralische Minderwertigkeit, welche die Revancheidee in Frankreich verursacht hatte, konnte sich kaum deutlicher ausprägen.

Wir haben im Vorhergehenden dargelegt, dass die kriegerischen Neigungen der alten Gallier im Nationalcharakter der Masse des französischen Volkes der Gegenwart nicht mehr vertreten sind. Man könnte diese Konstatierung durch die Tatsache als widerlegt erachten, dass

sich die Revancheidee in Frankreich bis in die jüngste Zeit erhalten hat. In der Tat bildet das Nebeneinanderbestehen friedlicher Gesinnungen und des Verlangens nach einem Rachekriege bei dem französischen Volke anscheinend einen Widerspruch, der sich jedoch löst, wenn man berücksichtigt, in welch verschiedenen Formen die Revancheidee sich in den Köpfen der einzelnen Individuen erhielt. Zweifellos war diese Idee in allen Schichten der Bevölkerung ausserordentlich verbreitet. Sie hat aber in der grossen Masse des Volkes, insbesondere der ländlichen und Arbeiter-Bevölkerung und dem Kleinbürgerstande, allmählich den Charakter eines frommen Wunsches angenommen. Man hielt zwar an dem Glauben fest, dass es einmal zu einem Rachekriege, natürlich mit siegreichem Ausgange für Frankreich kommen werde, man wünschte auch einen solchen Krieg, aber keineswegs in der Gegenwart, sondern in einer fernen, nicht näher bestimmbaren Zukunft; persönlich auf die Segnungen des Friedens zu verzichten und Gut und Blut für die Durchführung des Rachekrieges hinzugeben, hierzu war man keineswegs bereit. Die Revancheidee war so für die Masse zu einem schönen Gedanken geworden, der sie für die 1870 erlittenen Demütigungen anticipando entschädigte und dadurch ihre Eitelkeit befriedigte. Dazu kommt wohl auch der Umstand, dass man trotz aller offiziellen Kriecherei vor dem nordischen Despoten aufrichtige Sympathien zu den russischen Verbündeten nicht empfinden konnte und wenig geneigt war, für denselben die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Die fanatischen Vertreter der Revancheidee, bei denen die oben erwähnte intellektuelle und moralische Minderwertigkeit bestand, d. h. diejenigen, die einen Rachekrieg nicht in ferner Zukunft, sondern bei günstiger Gelegenheit jederzeit wünschten und deshalb es für ihre Pflicht hielten, die Entwickelung günstigerer Beziehungen zu Deutschland zu verhindern, fanden sich hauptsächlich in den gebildeten Kreisen des Mittelstandes. Es waren Berufspolitiker, Parlamentarier und Parteihäuptlinge, grossmäulige Advokaten und der überwiegende Teil der Presse, die es als Wortführer der Nation an Verdächtigungen gegen Deutschland nie fehlen liessen und die Erhaltung der Freundschaft zu Russland und die Unterstützung dieses Reiches bei allen seinen politischen Aktionen als den leitenden Gesichtspunkt der französischen äusseren Politik den so rasch wechselnden Regierungen aufzudrängen verstanden. Dass es sich mit der Revancheidee bei den Massen des französischen Volkes in der oben ausgeführten Weise verhielt, zeigen die Vorkommnisse bei Ausbruch des Krieges in deutlichster Weise. Wäre die ganze Nation oder deren überwiegender Teil von dem ernsten Wunsche erfüllt gewesen, mit Deutschland einen Revanchekrieg und zwar nicht erst in ferner Zukunft zu führen und für dessen günstigen Ausgang keine Opfer zu scheuen, dann hätte die Anordnung der Mobilisierung einen Jubel im ganzen

Lande hervorrufen müssen. Man hätte darüber frohlockt, dass es endlich zu dem langersehnten Tage gekommen sei, die Demütigung von 1870 zu rächen. Was jedoch eintrat, war das Gegenteil. Nicht Jubel, nicht stürmische Begeisterung wurde durch die Anordnung der Mobilisierung, insbesondere auf dem Lande und in den kleinen Städten hervorgerufen, sondern Bestürzung, ein lähmender Schrecken, und an diesen schloss sich eine maßlose Wut, deren Ausbrüche sich in erster Linie gegen die Deutschen richteten, welche damals das Unglück hatten, in Frankreich zu weilen. Es war klar: während die Regierenden die Vorbereitungen für den Revanchekrieg unausgesetzt betrieben, war die Masse des Volkes keineswegs geneigt, auf die Segnungen des Friedens zu verzichten. Ja, es mag sein, dass man den fortwährend sich steigernden Aufwand für Rüstungen als eine Art Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens betrachtete. Daher die Bestürzung, als man sich plötzlich aus der lieben Gewohnheit einer ruhigen Existenz gerissen und genötigt sah, dem Rufe zu den Waffen Folge zu leisten. Ob aber auch den Verblendeten, für welche der Revanchekrieg kein Zukunftstraum war, nicht etwas unheimlich zumute wurde, als über Nacht ihr Wunsch in Erfüllung ging, mag dahingestellt bleiben.

Einen Beweis dafür, wie selbst in den Kreisen der Höchstgebildeten Frankreichs die Revanche- und Grössenideen den Blick für die wahren Interessen ihrer Nation verdunkelt und das Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl Deutschland gegenüber erstickt haben, liefern die Äusserungen, zu welchen der bekannte französische Philosoph Bergson in einer wissenschaftlichen Korporation, der Académie des sciences morales et politiques, sich erdreistete. Nach den vorliegenden Berichten bemerkte B. in einer Sitzung der genannten Körperschaft: „Der Kampf gegen Deutschland ist ein Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei. Unsere Akademie, die sich der Ergründung psychologischer Fragen widmet, erfüllt damit eine einfache wissenschaftliche Pflicht, indem sie darauf hinweist, dass in der Brutalität und im Zynismus Deutschlands sowie in seiner Geringschätzung jeder Gerechtigkeit und jeder Wahrheit eine Rückkehr zum Wildentum liegt“ [1]). Wenn ein Mann wie Bergson, ein Philosoph, der nach seiner eigenen Lehre in besonderem Maße befähigt sein soll, die Wahrheit zu ergründen, sich in solchen ebenso rohen als törichten Beschimpfungen des deutschen Gegners ergeht, dann kann es uns nicht wundernehmen, dass in den Kreisen der tonangebenden Durchschnittsgebildeten und der Halbgebildeten in Frankreich die Verblendung einen Grad erreichte, der ein energisches Eintreten für die Aufrechterhaltung des von Russland bedrohten europäischen Friedens und eine kühle Er-

[1]) Vergleiche „Frankfurter Zeitung“ Nr. 230, 1. Morgenblatt, 1914.

wägung der möglichen Folgen eines Krieges mit Deutschland nicht mehr möglich machte.

Es war zu erwarten, dass die Verblendung der führenden Kreise in Frankreich, deren Anteil an dem Ausbruche des Weltkriegs wir im Vorstehenden dargelegt haben, unter dem Einflusse der kriegerischen Ereignisse sich noch steigern und zu mehr oder minder brutalen Äusserungen führen werde. Was bisher zutage trat, übersteigt jedoch selbst kühne Erwartungen in dieser Beziehung. Dass man uns als Barbaren, Hunnen und unseren Kaiser als Attila II. bezeichnet, unseren Truppen die Verübung der empörendsten Grausamkeiten zur Last legt, ohne hierfür irgendeinen Beweis bringen zu können, das sind alltägliche Vorkommnisse, über die man hinwegsehen kann, da sie im wesentlichen Äusserungen einer Wut sind, die auf andere Weise keine Befriedigung finden kann. Bedenklicher ist es schon, wenn der „Matin“ verlangt, dass man deutsche Gefangene wie wilde Tiere abschlachte. Hier haben wir es schon mit einem Maße von Verworfenheit und Unverstand zu tun, welches auf schwere geistige Zerrüttung schliessen lässt. Wenn wir diese auch nur bei den wegen ihres Deutschenhasses bekannten Redakteuren des „Matin“ annehmen, so ist es doch bezeichnend, dass diese Individuen es wagen konnten, vor einem französischen Publikum, welches doch auf Zivilisation Anspruch erhebt, mit einem Gedanken hervorzutreten, der eines Häuptlings wilder afrikanischer Horden würdig wäre.

In die gleiche Kategorie gehören die Versuche, die deutsche Armee, ja das ganze deutsche Volk mit seinem Kaiser an der Spitze als geisteskrank, verrückt oder wahnsinnig hinzustellen. Wären derartige Tollheiten von jugendlichen Individuen ausgebrütet worden, so könnte man annehmen, dass es sich um die Produkte durch die Kriegsereignisse überhitzter, unreifer Gehirne handle. Allein, es sind angesehene, ergraute Männer, die sich zu solchen ebenso verächtlichen wie idiotenhaften Angriffen auf des deutschen Volkes Ehre fortreissen liessen, Männer, denen man noch vor wenigen Monaten volle Urteilsfähigkeit zuschreiben musste. Der bekannte Irrenarzt Toulouse, der eine der beiden Entdecker der germanischen Verrücktheit, will sich hierbei auf seine Fachkenntnisse stützen, versteigt sich jedoch zu Behauptungen, die jeder wissenschaftlichen Begründung entbehren. Nach seinen Angaben sollen sich bei dem deutschen Volke alle für Massenpsychosen charakteristischen Symptome, Grössen- und Verfolgungswahn zeigen, während de facto sich diese Symptome keineswegs bei allen Massenpsychosen finden [1]). Auf den angeblichen Grössen- und Verfolgungs-

[1]) Man vergleiche hierzu das über die psychischen Epidemien in Frankreich an früherer Stelle Angeführte.

wahn des deutschen Volkes einzugehen, können wir uns ersparen, aber die Frage können wir nicht unberührt lassen, auf welche Momente der Autor seine Annahme stützt, dass das sonst so ruhige, friedliebende Volk geistesgestört worden sei. Da finden wir nur das Märchen von den von Deutschen angeblich verübten Greueln, Plünderung und Zerstörung offener Städte, Verstümmelung von Kindern, Schändung von Frauen usw. Es mag sein, dass dieses Märchen in Frankreich viel grassiert, allein ein Mann der Wissenschaft durfte demselben nicht ohne weiteres Glauben schenken. Er hätte, bevor er die in Frage stehenden Beschuldigungen nacherzählte, nachforschen müssen, auf welche Tatsachen sich dieselben stützen. Er hätte bei dieser Untersuchung erfahren, dass fünf angesehene amerikanische Journalisten [1]), welche es unternommen hatten, durch eingehendste Untersuchungen die Wahrheit über die von deutschen Truppen in Belgien angeblich verübten Greuel zu ergründen, feststellen konnten, dass die betreffenden Behauptungen durchwegs auf Erfindungen beruhten, da an keinem der vielen besuchten Orte Belgiens sich hierfür sprechende Tatsachen eruieren liessen. Eine Nachforschung in Frankreich über die den Deutschen zur Last gelegten Grausamkeiten hätte sicherlich zu einem ähnlichen Ergebnisse geführt. Dass Toulouse unter Verleugnung aller wissenschaftlichen Grundsätze sich damit begnügte, Verleumdungen nachzuerzählen und als sichere Fakta zu verwerten, ist ein Beweis mehr dafür, dass in Frankreich (siehe den Fall Bergson) auch bei den Männern der Wissenschaft, die durch die Revancheidee und den Deutschenhass erzeugte intellektuelle Minderwertigkeit in ausgesprochenstem Maße sich findet [2]). Der zweite der beiden Entdecker der germanischen Geistesstörung, der Senator Camille Pelletan, gerät bei der Schilderung der Krankheit unseres Volkes in eine tobsuchtartige Erregung und erinnert zu sehr an die Erfahrung, dass Paranoische nicht selten ihre eigene Krankheit verkennen, dafür aber andere für verrückt halten, als dass wir uns bei seinen Tiraden hier aufhalten wollten.

Man darf wohl annehmen, dass die hier angeführten Äusserungen dreier hervorragender Franzosen Stichproben darstellen, welche Schlüsse auf den derzeitigen Geisteszustand der tonangebenden Kreise Frankreichs gestatten. Diese Schlüsse sind keine günstigen, was wohl keines weiteren Beweises bedarf. Ich möchte jedoch betonen, dass ich mit dieser Erklärung keineswegs in die Fusstapfen der Herren Toulouse und Pelletan bezüglich der Franzosen treten will. Ich halte weder das französische Volk im ganzen, noch dessen führende Kreise für

[1]) Siehe Zusatz. II.

[2]) Äusserungen verschiedener anderer französischer Gelehrter liefern hierfür gleichfalls Beweise. Vergl. „Frankfurter Zeitung" vom 22. Oktober 1914. Nr. 293, zweites Morgenblatt.

geisteskrank im wissenschaftlichen Sinne, obwohl die Äusserungen des „Matin“ und Pelletans die Versuchung sehr nahe legen, wenigstens bezüglich der führenden Kreise etwas derartiges anzunehmen. Allein zwischen geistiger Gesundheit und geistiger Krankheit gibt es einen Mittelzustand, oder, wie man gewöhnlich sagt, ein Grenzgebiet, das alle jene zahlreichen seelischen Störungen umfasst, die nicht als Symptome von Geisteskrankheiten wissenschaftlich betrachtet werden. Mit anderen Worten: wer nicht geisteskrank ist, muss deshalb noch keineswegs geistig gesund sein und umgekehrt, wer nicht geistig gesund oder normal ist, noch nicht geisteskrank sein. Was an seelischen Anomalien bei dem französischen Volke und insbesondere seinen führenden Elementen derzeit sich bemerklich macht, gehört dem erwähnten Grenzgebiete an, dessen Erscheinungen man als Psychopathie, psychopathische Minderwertigkeiten, psychopathische Zustände usw. bezeichnet. Ich glaube daher, dass man berechtigt ist, gegenwärtig von einer Psychopathia gallica zu sprechen, über deren Symptome die vorstehenden Ausführungen keinen Zweifel lassen dürften.

Schlussbemerkungen.

Was ergibt sich nun aus dem im Vorstehenden Dargelegten bezüglich des künftigen Verhaltens der Franzosen? Medizinisch gesprochen: Welche Aussichten bietet die Psychopathia gallica hinsichtlich der Möglichkeit einer Besserung oder Heilung? Berücksichtigen wir zunächst die ärztliche Erfahrung bei Einzelindividuen, so lässt sich sagen, dass eine pathologische überwertige Idee und der damit zusammenhängende Geisteszustand sich nicht nur bessern, sondern völlig schwinden können. Dass derartige günstige Veränderungen auch bei einer Masse, einem Volke möglich sind, hierfür liefert der Verlauf der Dreyfus-Affäre in Frankreich ein recht markantes Beispiel. Es besteht daher meines Erachtens kein genügender Grund, die Prognose der Psychopathia gallica als ungünstig zu erachten, wenn auch vorerst eher Anzeichen einer Verschlechterung als einer Besserung vorliegen. Wir haben es jedoch in Frankreich mit sehr komplizierten Verhältnissen zu tun, welche geeignet sind, den Verlauf der Psychopathie zu beeinflussen. Zunächst kommt in Betracht, dass die Kriegsereignisse mit ihren unmittelbaren Folgen einer Besserung wesentliche Hindernisse bereiten werden. Sie erhalten die Gemüter andauernd in hochgradiger Erregung, wodurch die mit der Psychopathie an sich schon verknüpfte intellektuelle Minderwertigkeit nicht nur in den breiten Massen des Volkes, sondern auch in den führenden Kreisen gesteigert wird. Es liegt nahe, dass diese Sachlage eine völlig nüchterne und objektive Beurteilung der Kriegschancen und möglichen Kriegsfolgen sehr erschwert, wenn nicht verhindert, was dazu führen dürfte, dass man wie 1870 auf einer Fortsetzung des Krieges beharrt, auch wenn die Aussichten auf einen günstigen Ausgang geschwunden sind. Diese Eventualität gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, dass das französische Volk in diesem Kriege nicht allein steht und seine Entschliessungen nicht selbständig treffen kann, da es sich von seinen Verbündeten abhängig gemacht hat. Diese aber, insbesondere die Engländer, verfolgen lediglich ihre eigenen Interessen und werden deshalb wie bisher bemüht sein, die krankhafte Erregung im französischen Volke zu nähren, um die von ihnen gewünschte Verlängerung des Krieges herbeizuführen. Trotz alledem muss dieser mehr als irgend ein

früherer männermordende Krieg einmal sein Ende finden. Wenn dann dessen Ausgang sich so gestaltet. wie wir Deutsche hoffen, dann wird die hierdurch gegebene, zunächst unabänderliche Sachlage voraussichtlich einen heilsamen Einfluss auf den Geisteszustand der Franzosen ausüben. Man wird sich bei ihnen in allen Kreisen der Einsicht nicht mehr verschliessen können, dass die Revancheidee unermessliches Unglück über Frankreich gebracht hat und deshalb definitiv aufgegeben werden muss. Allgemach dürfte man dann auch zu der Erkenntnis gelangen, dass die Segnungen eines dauernden Friedens in Europa, der ja auch für Frankreichs Wohlfahrt von grösster Bedeutung ist, nicht von dem Fortbestehen eines Bündnisses mit England und Russland, sondern nur von einer Verständigung mit Deutschland zu erwarten sind. Zugunsten dieser Auffassung lässt sich geltend machen, dass die Masse des französischen Volkes den Krieg sicher nicht wünschte und vor dem Ausbruche desselben in den parlamentarischen Kreisen Frankreichs es nicht an Persönlichkeiten fehlte, welche für die Anbahnung gut nachbarlicher Beziehungen zu Deutschland eintraten. Die Tatsache, dass die französische Nation im Verlaufe von weniger als einem halben Jahrhundert zweimal die schweren Leiden eines im eigenen Lande geführten Krieges erdulden musste, wird sicher auch zur Schätzung des Friedens seitens derselben sehr beitragen. Ich kann daher die Annahme für nicht allzu gewagt halten, dass nach dem Kriege früher oder später der gesunde Sinn bei unseren westlichen Nachbarn wieder zum Durchbruch gelangt und die Oberhand über Eitelkeit und Rachsucht behält.

Zusatz I.

Während der Vorbereitung dieser Schrift für den Druck wurde seitens der deutschen Reichsregierung eine Denkschrift veröffentlicht, in welcher auf Grund sorgfältiger Erhebungen festgestellt wurde, dass französische Truppen und Freischärler deutsche Verwundete, die in ihre Hände fielen, nicht nur roh behandelten, sondern auch beraubten, ja sogar teilweise in bestialischer Weise verstümmelten und ermordeten. Es wird ferner angeführt, dass französische Truppen deutsche Automobile mit Verwundeten sowie Sanitätswagen und Sanitätspersonal beschossen, obwohl das rote Kreuz deutlich erkennbar war, auch deutsche Lazarette überfielen und des Personals sowie der Ausrüstung beraubten. Einen in französische Gefangenschaft geratenen Feldgeistlichen vermochte nicht einmal sein Ordenskleid gegen die brutalste Behandlung zu schützen. Es handelt sich hierbei nicht lediglich um jeder Zivilisation hohnsprechende Barbareien, sondern auch um schwerste Verletzungen des Völkerrechts, wie die kaiserliche Regierung hervorhebt.

Ich möchte jedoch nicht unterlassen, beizufügen, dass aus den vorstehend angeführten Vorkommnissen keine zu weit gehenden Schlüsse gezogen werden dürfen. Es sind auch Fälle besonders rücksichtsvoller Behandlung deutscher Verwundeter seitens der Franzosen bekannt geworden.

Zusatz II.

Vor mir liegt eine Anzahl von Ausschnitten amerikanischer Zeitungen, die mir zugesandt wurden. Sie enthalten sämtlich Mitteilungen über eine von fünf angesehenen amerikanischen Journalisten verfasste Denkschrift. Es waren die Herren: John Mc Cutcheon und James O'Donnell Bennett von der „Chicago Tribune", Irvin S. Cobb von der „Saturday Evening Post", Roger Lewis von der assoziierten Presse und Harry Hanson von der Chicagoer „Daily News", die zusammentraten, um das Ergebnis ihrer Untersuchungen über die Greuel, welche von deutschen Truppen an Zivilpersonen in Belgien verübt worden sein sollten, in einem Schriftstück zu veröffentlichen, das ungefähr zu derselben Zeit nach Amerika gelangte, als die belgische Kommission dem Präsidenten Wilson ihre bekannte Beschwerdeschrift

überreichte. Die genannten Herren betonen, dass sie infolge der Londoner Lügenberichte über von deutschen Truppen in der Umgebung von Lüttich verübte Greuel keineswegs zugunsten der deutschen Armee voreingenommen waren, als sie ihre Untersuchungsfahrt antraten. „Wir reisten", berichten sie, „zu Fuss, auf Zweirädern, mit Pferd und Wagen oder mit der Eisenbahn über hundert Meilen weit. Wir passierten 20 verschiedene Ortschaften und Dörfer. Wir teilten Speise und Trank und das dürftige Strohlager der deutschen Soldaten. Bei Nacht sangen wir Lieder mit ihnen auf den Feldwachen der Rückendeckungen, und wir sprachen mit zahllosen belgischen Landbewohnern, Männern und Frauen, über deren Felder und durch deren Dörfer sich die deutsche Sturmflut ergoss. Mit unseren eigenen Augen müssen wir mindestens $^1/_2$ Million deutsche Soldaten gesehen haben. Und inmitten all dessen, was wir sahen, und dessen, was wir hörten, kam uns in den 10 ermüdenden, aufregenden Tagen nicht eine einzige Grausamkeit zu Ohren, die durch unsere Untersuchung als Tatsache erwiesen worden wäre, noch waren wir selbst Zeugen auch nur einer einzigen grausamen Handlung" . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Da wir stets auf dem Marsche waren, so entgingen uns die Tatsachen betreffs der deutschen Greueltaten. Sie hatten sich immer „in dem nächsten Dorf" zugetragen; eine Frau war vergewaltigt, ein Kind war ermordet, ein unschuldiger alter Mann der Tortur unterworfen worden. Wenn wir in dem nächsten Dorfe ankamen, konnten wir bei den Bewohnern niemals eine Bestätigung erlangen. „Nein", pflegten sie zu sagen, „hier ist das nicht vorgekommen, aber wir haben gehört, dass es sich in der nächsten Ortschaft zugetragen hat". Allein in dem nächsten Dorfe liess sich dann ebenfalls wieder keinerlei zuverlässige Nachricht erlangen, nur wilde Gerüchte, die auf Hörensagen beruhten".

Die Verfasser der Denkschrift kommen zu dem Schlusse, dass die Berichte über barbarische Grausamkeiten, die angeblich von deutschen Soldaten an wehrlosen belgischen Landbewohnern begangen wurden, nichts weiter seien als unerhörte, empörende Lügen.

Das hier angeführte Zeugnis von Angehörigen eines neutralen Staates, das auch von den Gegnern Deutschlands nicht verdächtigt werden kann, lässt das Verhalten des Herrn Toulouse, der als Mann der Wissenschaft mit seinen Behauptungen besonders vorsichtig sein sollte, geradezu unbegreiflich erscheinen.

Verlag von J. F. BERGMANN in Wiesbaden.

Sexualleben

und



Nebst einem Anhang

Über Prophylaxe und Behandlung der sexuellen Neurasthenie.

Von

Hofrat Dr. **L. Loewenfeld**
Spezialarzt für Nervenkrankheiten in München.

Fünfte zum Teil umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Preis Mk. 11.—, gebd. Mk. 12.—.

Aus Besprechungen.

Der bekannte Münchener Nervenarzt hat sich auch in der vorliegenden neuen Auflage als ein trefflicher und kenntnisreicher Gelehrter erwiesen, der das schwierige Gebiet des Zusammenhanges zwischen Sexualleben und Nervenleiden in hervorragender Weise beherrscht. Angesichts der wachsenden Literatur über das Thema und der neueren Erfahrungen und Kenntnisse darüber, die Verfasser in ausgiebiger Weise verwertet und erörtert, ist es natürlich, dass das neue Buch einen erheblich grösseren Inhalt aufweist als die früheren Auflagen. Neu eingefügt wurden auch die Kapitel über nervöse und psychische Störungen während der Schwangerschaft, des Wochenbettes und der Stillperiode. Zu den Meinungsverschiedenheiten, die bezüglich des Sexuallebens in medizinischen Kreisen herrschen, hat der Autor in objektivster Weise, wenn auch mit selbstverständlicher und berechtigter Hervorkehrung seiner eigenen Anschauungen und Auffassungen, Stellung genommen. So bietet das Werk noch mehr als bisher in seiner neuesten Auflage eine wertvolle Bereicherung des medizinischen Bücherschatzes, zugleich aber auch eine bedeutsame Fundgrube für den Nervenarzt wie für den praktischen Arzt. Wir können das Buch aufs wärmste empfehlen. *Bayerisches Ärztliches Korrespondenzblatt.*

Druck von Carl Ritter, G. m. b. H. in Wiesbaden.